IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON
PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON
DR. OTTO RANK u. DR. HANNS SACHS

III. JAHRGANG / 1914
HEFT 6 / / DEZEMBER



1914
HUGO HELLER & Cie.
LEIPZIG u. WIEN · I · BAUERNMARKT 3

DIE UNREGELMÄSSIGKEITEN IM ERSCHEINEN UND IM UMFANGE DIESER ZEITSCHRIFT, WELCHE UNS DURCH DIE KRIEGSLAGE AUFERLEGT SIND, WOLLEN DIE P. T. ABONNENTEN FREUNDLICHST ENTSCHULDIGEN. DAS VERSÄUMTE WIRD NACH WIEDERKEHR NORMALER ZUSTÄNDE NACHGEHOLT WERDEN.

Für die REDAKTION bestimmte Zuschriften und Sendungen wollen an Dr. HANNS SACHS, Wien XIX/1, Peter-Jordangasse 76 adressiert werden.

»IMAGO« erscheint SECHSMAL jährlich im Gesamtumfang von etwa 36 Bogen und kann für M. 15.— = K 18.— pro Jahrgang durch jede gute Buchhandlung sowie direkt vom Verlage HUGO HELLER & CIE. in Wien I., Bauernmarkt 3 abonniert werden. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

Auch wird ein GEMEINSAMES ABONNEMENT auf »IMAGO« und die »INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR ÄRZTLICHE PSYCHOANALYSE« zum ermäßigten Gesamtjahrespreis von Mk. 30.— = K 36.— eröffnet.

Die wenigen noch verfügbaren Exemplare des abgeschlossenen II. Jahrgangs »IMAGO« werden im Preise erhöht, so daß der komplette II. Jahrgang nunmehr M. 18.— = K 21.60, gebunden M. 22.50 = K 27.— kostet. Auch vom ersten Jahrgange sind noch einige wenige Exemplare zu diesem Preise verfügbar.

ORIGINAL-EINBANDDECKEN mit Lederrücken sind zum Preise von M. 3.— = K 3.60 durch jede gute Buchhandlung, sowie direkt vom Verlage zu beziehen.

Copyright 1914. HUGO HELLER & CIE., Wien I., Bauernmarkt 3.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. SIGM. FREUD

SCHRIFTLEITUNG:

III. 6. DR. OTTO RANK / DR. HANNS SACHS 1914

Über Gattenwahl und Ehe.

Von HANS BLÜHER.

Der Staat, die Sprache und die Ehe, diese drei Dinge haben im Denken des theoretischen Menschen das gemeinsame Schicksal gehabt, daß man sich gern darum stritt, ob sie von Natur ⟨φυσει⟩ oder durch Satzung ⟨θεσει⟩ da seien. Dieser Problemstellung liegt offenbar bei allen dreien die innere Frage zugrunde, ob man ihnen auch entfliehen kann, und dieser Frage der Wunsch es zu können. Denn es ist einleuchtend: wenn man beweisen kann, daß Staat, Sprache und Ehe nur durch Satzung da seien, so wäre es möglich, diese Satzung rückgängig zu machen und dann zu einem freieren Fluge auszuholen, denn alle drei Dinge werden als Fesseln empfunden. Bei der Sprache wird dies nicht so schnell klar werden, weil die Befreiung von ihr nur die sublimsten Denker angeht, für die das reine Denken Schicksal geworden ist, also ein seltener Fall. Für Staat und Ehe befinden wir uns dagegen in der Mittelschicht des Menschlichen und können bei ihnen feststellen, daß sich sehr deutlich die Gegentendenzen spürbar machen: der individualistische Anarchismus und die freie Liebe. Aber auch der Staat ist noch so außerordentlich fest gefügt, daß die Erwägung, ob er von Natur oder durch Satzung da sei, für jene heimliche Unterabsicht nicht mehr recht in Frage kommt. Kein Mensch hat im Ernst die Absicht, sich vom Staate selber auszuschließen, er will auch im Falle des Anarchisten immer nur einigen drückenden Eigenschaften eines besonderen Staates in einem besonderen Zeitalter entgehen. Die Ehe dagegen ist erheblich lockerer gefügt. Es gibt eine sehr große Anzahl Menschen beiderlei Geschlechtes, die sie für sich privatim ablehnen und es gibt bedeutende Theoretiker, die sie objektiv ablehnen. Und hiebei ist noch dazu die Voraussetzung gemacht, daß es sich um Menschen handelt, für die allein das andere Geschlecht als Objekt der Liebe in Betracht kommt. Nur



innerhalb dieser kann sich die Ehe — auf den ersten und vorläufigen Blick wenigstens und in alter Bedeutung — als eine besondere Art Liebesverhältnis zeigen, während die andere Gruppe, für die die Liebe zum entgegengesetzten Geschlechte durch einen erheblich mitsprechenden Anteil Liebe zum eigenen entscheidend geschwächt oder ganz aufgehoben ist, das Eheproblem nicht aufsteigt. Diese Art Erotiker weisen — die Männer wenigstens — offenbar von der Ehe fort und tendieren zu einer Gemeinschaft von Männern, die, — ich kann mich dieses Eindruckes jedenfalls nicht erwehren — gewissermaßen den konzentrierten Triebfond zur Unterhaltung des eigentlichen Staatslebens im Gegensatze zum Familienleben, abgibt.

Die Ehe also scheint zunächst am lockersten gebunden; die Lieferung des Menschenmaterials, die wiederum eine notwendige Vorbedingung zur Exiztenz des Staates und zur Erhaltung der Art ist, wird ebenso, und quantitativ sogar besser durch Promiskuität oder gruppenhafte Verteilung der Weiber gesichert. Und in der Tat gibt es eine Reihe Staatsutopien, die, unter der Voraussetzung, daß die Einehe nur durch Satzung unter besonderen Umständen entstanden sei, ihren Ersatz durch einen mehr oder minder beschränkten Frauenkommunismus fordern. Platon ist hier an erster Stelle zu nennen.

Wenn man bedenkt, daß jede einzelne Ehe von jeher durch einen Pakt geschaffen und eingerichtet wurde, während der Staat immer bereits besteht, so läßt sich begreifen, daß man bei ihr am längsten an dem Gedanken festhielt, sie sei eine durch Satzung eingeführte und daher unter Umständen abschaffbare Einrichtung. Auch das häufige Mitspielen ökonomischer Bedingungen erleichtert diese Auffassung. Aber wie es so häufig zugeht: eine äußere Manifestation, die mit Feierlichkeit begangen wird, wird für ein wesentliches Ingrediens gehalten, während tatsächlich in dem Augenblick, wo sie einsetzt, bereits andere Motive, unbewußte, die eigentliche Ursachenkette abgegeben haben. Wenn man nun das prinzipielle Vorhandensein einer solchen unbewußten Ursachenkette nachweisen könnte, so wird die Ansicht von der willkürlichen durch Satzung bestimmten Existenz der Ehe unhaltbar.

Jedes Problem hat sein Ur-Theorem. Das vom Staate nimmt sich — in seiner Auffassung als contrat social — das vom Kriege aller gegen alle, und das der Ehe in ihrer Auffassung als willkürliches satzungsmäßiges Gebilde das von der absoluten Promiskuität, dem gemeinsamen Besitz aller Frauen durch alle Männer. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß diese Lehre von der Promiskuität, wenn man sie einfach an den ethnischen Tatsachen mißt, viel, ja fast alles von ihrer Wahrscheinlichkeit verliert, was ja vielen aus reiner Deduktion entstandenen Doktrinen so ergeht. Ich verweise dabei auf das Buch von Heinrich Schurtz »Altersklassen und Männerbünde«, auf dessen Autorität ich mich berufen muß.

Schurtz zweifelt an der Tatsache, daß es je eine Promiskuität gegeben habe, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich auch bei den niedrigsten Volksstämmen nicht findet, sondern auch dort bereits durch zum Teil sehr strenge Eheverbote von vornherein unmöglich gemacht wird; dagegen ist die Gruppenehe, also eine doch immerhin schon zu Individualisierung drängende Form eine häufige Erscheinung. Dieser Hinweis auf eine ethnologische Tatsache diene nur nebenher dazu, um das ganz Deduktive, Unbewiesene der Promiskuitätslehre darzutun.

Bei der Aufdeckung der unbewußten Kausalkette, die zur eigentlichen Ehebildung, d. h. zur Einehe führt, sind wir nun insofern in einer glücklichen Lage, als uns heute bereits zwei theoretisch sehr beachtenswerte Tatsachengruppen zur Verfügung stehen, die uns die Frage, warum und wie ein Mensch zu einer individuellen Gattenwahl gelangt, nach und neben der Wahl beliebig zahlreicher anderer Liebesobjekte, aufzuhellen vermögen. Die eine Tatsachengruppe ist eine biologische und betrifft also die unbewußten physischen Vorgänge, die andere ist psychologisch und betrifft die seelisch-endogenen.

Die biologischen Tatsachen, an die ich hier erinnern möchte, knüpfen an die Forschungen von Wilhelm Fließ an. Fließ hat bekanntlich die sogenannte biologische Periodenlehre aufgestellt, nach der die physischen Grenzvorgänge in einem Organismus, also Geburt und Tod, in einem bestimmten Rhythmus vor sich gehen, und zwar spielen hiebei die Zahlen 23 und 28 eine konstante Rolle. Diese hatte Fließ ursprünglich an den Menstruationsintervallen abgelesen und fand sie dann in Geburts- und Todesdaten von Menschen sowie bei Tieren und Pflanzen wieder. Aber diese beiden Zahlen bezeichnen nicht nur Abstände in der Zeit, sondern — und das ist das erste Verblüffende, das uns an dieser Lehre begegnet —: sie bezeichnen auch ein bestimmtes Verhältnis von Individuen, von lebender Substanz. Bei der Betrachtung größeren statistischen Materiales über Geburten stellt es sich heraus, daß ein Knabenüberschuß 105 bei 100 neugeborenen Mädchen konstant ist, und daß außerdem bei den Totgeborenen 128 Knaben auf 100 Mädchen kommen. Die beiden Knabenüberschüsse aber verhalten sich wiederum wie 28 : 23. Hier ist also mit diesen Zahlen bereits etwas Dingliches, Substanzielles getroffen. Aber noch mehr: eine Statistik des Deutschen Reiches über 10 Jahre berechnet für eheliche Totgeburten 1 : 28 und für die unehelichen Totgeburten 1 : 23. Und hier stehen wir unmittelbar vor der Tatsache, auf die es uns ankommt: in denjenigen Geburten, die aus einer Ehe stammen, kommen auf 28 immer nur eine Totgeburt, während in den unehelichen schon auf 23 eine kommt. Die unehelichen Geburten sind also um einiges schlechter gestellt, was ihre Lebensfähigkeit anbelangt. Wir würden dies an sich hinnehmen können, ohne darüber zu erstaunen, denn man könnte mit Recht sagen: es ist ja selbstverständlich, daß die unehelichen

Geburten schlechter gestellt sind, da bei dem sozialen Mißkredit, in dem sie stehen, bei ihnen leichter während der Schwangerschaft für eine Abtötung in utero gesorgt wird, als bei den ehelichen Geburten, die meistens erwünschte Ereignisse sind. Gewiß: aber wenn nur nicht erstens das Verhältnis der beiden Totgeburtenziffern so konstant bliebe, und zweitens, wenn es nicht gerade durch jene Zahlen 28 und 23 ausgedrückt wäre, die eine allgemein biologische von aller sozialen Einrichtung unabhängige Bedeutung haben! Und noch erstaunlicher wird diese Tatsache durch die Erwägung, daß ja in unserer heutigen sozialen Verfassung sehr viele Ehen nur ϑεσει geschlossen werden und von dem, was wir im Innersten als eine rechte Ehe fühlen, sehr weit verschieden sind (oder ob es vielleicht doch keine nur-ökonomischen Ehen gibt?) während anderseits so manches freie Verhältnis auf einer inneren Grundlage ruht, die es mit mehr Recht zu einer Ehe stempeln könnte, als die zahlreichen ökonomischen — oder ob freie Verhältnisse vielleicht doch immer etwas anderes sind und nie zur Ehe führen? Auf jeden Fall richtet die Natur vermöge eines inneren Gesetzeszwanges eine Schranke auf und hält die außerehelichen Geburten unter einem bestimmten stärkeren Sterblichkeitsdruck als die ehelichen.

Daß nicht die rein zeremonielle Eheschließung, also das wirklich satzungsmäßige, die Schuld an diesem eigentümlichen Sterblichkeitsverhältnis der Geburten tragen kann, das dürfte ja wohl selbstverständlich sein, aber wir finden vorläufig den rechten Grund für diesen Zusammenhang nicht, und können nur mit Fließ sagen: »Das Menschenmaterial, das unehelich empfängt, muß biologisch anders gemischt sein, d. h. eine andere Mischung von männlicher und weiblicher Substanz aufweisen.« Weiter können wir nicht kommen. An dieser Stelle versagt uns die biologische Forschung den Dienst, der Rest ist Dunkel und Schweigen.

Aber es sei hier noch daran erinnert, daß der geniale Weininger in seinem Buch »Geschlecht und Charakter» eine Formel der größten sexuellen Anziehung aufgestellt hat, die ein komplementäres Verhältnis der Mischung von männlicher und weiblicher Substanz (M. und W.) in beiden Partnern verlangt. Weininger behauptet auch, daß es ihm gelungen sei, in einigen Fällen für den einen Partner den anderen auszusuchen, der zu ihm im Verhältnis der größtmöglichen sexuellen Anziehung stehe und also am besten zu ihm passe, diese Wahl sei auf Grund einer Taxierung des Gehaltes von M. und W. in den beiden Partnern geschehen. Aber zunächst trifft diese Auffassung, wenn sie überhaupt richtig ist, durchaus noch nicht das Eheproblem, denn wir werden gleich sehen, daß die sogenannte »größte sexuelle Anziehung« ein durchaus zweischneidiges Kriterium ist, die man für die Gattenwahl tunlichst außer Kurs setzen möge, wenn man nicht Gefahr laufen will — theoretisch und praktisch — Unheil anzurichten. Außerdem bringt uns auch die Taxierung des Anteiles von M. und W. nicht allzu weit, denn man

wird zugeben müssen, daß sie eine äußerst schwierige Sache ist. Wenn man immer mit Hermaphroditen, Transvestiten und anderen an der äußersten Grenze des Zwischenstufenreiches liegenden Typen arbeiten würde, so wäre es einigermaßen leicht, die Kompensation herzustellen (die aber bezüglich der sexuellen Anziehung der beiden Partner wahrscheinlich sehr enttäuschen wird) aber in der überwältigenden Mehrheit der Fälle wird man die physischen Merkmale des entgegengesetzten Geschlechtes doch nur ganz rudimentär auffinden und nur als allerleichteste Eintönung, und so würde uns dieses Verfahren bald im Stiche lassen.

Weiter ist die biologische Forschung in dieser Frage noch nicht gekommen. Sie kann uns keinen Aufschluß darüber geben, welche Mischung, welche unbewußte Kausalkette den Typus Liebesverhältnis erzwingt, den wir als Ehe bezeichnen und der sich von den übrigen möglichen durch bestimmte Eigenschaften nicht unwesentlich unterscheidet. Der von außen betrachtete Mensch ist also vorläufig zum Verstummen verurteilt, und es bleibt nun nichts weiter übrig, als ihn uns von innen anzusehen in der Hoffnung, die unbewußte Kausalkette, die jetzt also eine psychologische ist, etwas weiter verfolgen zu können.

Denjenigen Vorgang im Liebesleben des Menschen, der ihm einen bestimmten Typus aus allen anderen möglichen heraushebt und diesen länger und intensiver an ihn bindet, heißen wir seine Gattenwahl. In Frage also steht vom männlichen Standpunkte aus gerechnet derjenige Typus Weib, dem im Leben des Mannes etwa die Rolle zukommt, die Penelope in der Odyssee hat, und wir wollen wissen, mit welchen psychischen Mitteln sich die Gattenwahl auf Penelope richtet. Ich wähle mit Absicht dieses antike Epos, um die Ehe dort zu fassen, wo sie noch nicht durch die asketisierende Zucht der nordisch-christlichen Gesittung in auffälliger Weise von allen übrigen Liebesverhältnissen abgesondert ist; wenn es die Ehe dort gibt, wo so viel anderes ohne Skrupel möglich war, so haben wir eine weit größere Garantie für ihre Naturechtheit, als im nordischen Gesittungskreise, wo wir in Gefahr kommen, einen Teil der asketischen Bedenken mit in Kauf zu nehmen.

Aber besehen wir uns die Odyssee. Die Philologen haben diesmal recht, wenn sie diese Dichtung ein hohes Lied der Ehe nennen. Die zwanzigjährige Sehnsucht des Helden nach seiner Gattin geht als Leitmotiv durch all das bunte Gewühl von Ereignissen hindurch, das sonst die Odyssee so reizvoll macht. Homer hat es verstanden, auch über die glänzendsten Erlebnisse des Helden, die an sich wohl imstande wären, ihn auf die Höhe menschlichen Glückes in Reichtum und Liebe zu heben, eine tiefe Schwermut zu legen, die ihren Glanz bricht. Die Taten der Odyssee sind alle durch ein Temperament gesehen, das von einer immer gleichbleibenden Sehnsucht nach der Gattin getrübt ist. Der Penelope stehen als Frauentypen entgegen der der Kalypso und Kirke. Wäre die Odyssee von einer nor-

dischen sittenstrengen Dame geschrieben — und es gibt ja genug solcher Odysseen in der mittel- und unterschichtigen Liebesliteratur — so könnten wir gewärtig sein, daß auf diese beiden liebesheißen Halbgöttinnen ein gar übles Licht fallen würde. Der Ehestandpunkt hätte hier mitgesprochen und hätte das Kunstwerk zur Tendenzschrift gemacht. Man vergleiche, um auf eine der tieferen Literaturschichten herabzusteigen, die Romane vom Eschstruth- und Marlitttyp, welche alle Tendenzschriften — des Weibes — für die Ehe sind. Bei Homer ist das anders. Über Kalypso und Kirke fällt kein tadelndes Wort, sie sind beide sympathische Gestalten, sie vermögen uns sogar näher zu treten, als Penelope. Und für die Gattin tritt keine Sitte und keine Religion ein; aber die Sehnsucht des Odysseus nach ihr zwingt uns dennoch, uns mitzusehnen, und wir vergessen darüber leicht, daß Penelope doch schon eine Matrone ist. Kalypso und Kirke aber sind junge unverwüstliche Göttinnen, wären Paradiese der Liebe für den alternden Helden: aber sie besitzen beide nicht die Kraft, ihn zu halten. Sie müssen verzichten zugunsten der sterblichen ergrauten Penelope.

Daß die Odyssee nicht altert und immer wieder zu wirken imstande ist, das liegt wohl hauptsächlich daran, daß es für den Mann immer wieder Kalypsos und Kirkes geben wird und daß immer wieder der Typus Penelope über sie triumphiert. Wir können es dem Geiste einer reifer werdenden Menschheit nur wünschen, daß sie lernen möge, auch mit den Augen Homers auf die verlassenen Halbgöttinnen der Liebe zu sehen.

Wir müssen nun aber der Kraft zu Leibe gehen, die imstande ist, den Mann in der Art zu fesseln, wie Odysseus von Penelope gefesselt wird. Wir wissen bereits und können es uns oft genug bei der Betrachtung der uns umgebenden Menschenverhältnisse bewahrheiten lassen, daß es nicht die Fülle körperlichen Reizes, nicht die üppigen Formen oder üppige Geistigkeit ist, die die Fähigkeiten besitzen, das Ehegefühl bei einem Manne aufkommen zu lassen und es dauernd neu zu nähren. Man hört nicht selten, wie man sich darüber wundert, daß dieser oder jener junge Mann, dem doch »die Welt offen steht«, der doch so viele schöne und reiche Frauen zur Auswahl hat, schließlich sich ein unscheinbares einfaches Mädchen zur Gattin nimmt, und zwar mit dem sicheren Gefühl, daß diese allein »die richtige« sei. Eine Antwort vermögen die Männer meistens nicht zu geben, man muß sich mit dem fast tautologischen Bescheid begnügen: »ja ich weiß nicht, es ist so etwas in ihrem Wesen, was mich anzieht, wie sonst bei keiner.« Manchmal hört man auch bereits den Bescheid: »Sie hat so etwas Anheimelndes an sich.« Diese Antwort beginnt schon, verräterisch zu werden. Sie enthüllt uns bereits die Tatsache, daß die erwählte Gattin eine Beziehung zum Heim habe, und zwar dürfen wir annehmen, daß es nicht das Heim ist, das erst gegründet werden soll, sondern das, welches der wählende Mann schon einmal erlebt hat: die eigene Kinderstube.

Wir stecken hier bereits in dem eigentlichen psychologischen Thema drin, das auch schon ein psychoanalytisches geworden ist. Daß die ersten Affekterlebnisse des Kindes eine erheblich viel größere Wichtigkeit für den psychischen Aufbau des späteren Menschen haben, als man gewöhnlich zugeben will, ist eine Wahrheit, die uns erst die nähere analytische Untersuchung der infantilen Seele zum Bewußtsein gebracht hat. Die infantilen Erlebnisse, insofern sie dasjenige Triebgebiet füllen, das wir im erweiterten Sinne als das sexuelle zu bezeichnen pflegen, haben eine stark determinierende Wirkung auf spätere wichtige Entscheidungen und auch die Gattenwahl holt sich ihre bestimmenden Kräfte aus dem infantilen Triebfond.

Ich möchte dies hier einmal an einem sehr eindringlich sprechenden Beispiel erläutern. Vorausgeschickt sei, daß wir uns dabei nicht auf einem Gebiet befinden, das wir als pathologisch anzusprechen pflegen, vielmehr gehören die Erfahrungen, die ich hier mitteilen will, in das durchaus gewöhnliche Erleben. Sie haben nur das eine Besondere an sich, daß das Subjekt dieser Erfahrungen, ein mir persönlich vertrauter Freund, mit einer sehr starken Sexualität begabt ist, aber ohne neurotische Einschläge. Die starke Sexualität aber brachte es mit sich, daß alle diejenigen Teilphänomen, die unter dem Namen der Perversionen und Abweichungen mit mehr oder weniger Recht kursieren, und die sich bei jedem anderen Menschen im Keime auch finden, hier mitvergrößert sind. Wo man also sonst mit Müh' und Not ein paar Brocken abweichender Teiltriebe herausbekommt, fielen sie mir hier geradezu in den Schoß. Sie konnten sich nicht verbergen, weil sie eben zu stark waren, und man wird zugeben müssen, daß sich ein solches Forschungsobjekt als besonders dankbar erweisen wird. Freilich muß man vom Leser verlangen können, daß er eine Überschreitung der nun gerade bei ihm und seinem bürgerlichen Kreise üblichen Grenzen nicht bereits als »krankhaft« ansieht und damit die Giltigkeit des Beispieles für das »gesunde und normale« Leben leugnet.

Vor etwa eineinhalb Jahren traf ich in Berlin einen jungen Arzt, Dr. L. wieder, zu dem ich fünf Jahre früher eine oberflächliche Beziehung gehabt habe. Wir freundeten uns sehr schnell an und gerieten in wenigen Wochen in ein Gespräch über sexuelle Dinge, in denen er eine außerordentliche praktische Erfahrung besaß bei ungeordnetem Wissen, und ich ein starkes theoretisches Interesse und wohl einige Geschicklichkeit in der Deutung sexueller Fakta. Dr. L. war ein äußerst erfolgreicher Frauenliebhaber, seine weiten Reisen in alle Weltteile hatten ihm eine erstaunliche Menge Frauen zugetrieben, verheiratete, unverheiratete, Jungfrauen und Prostituierte. Der großen psychischen Einstellung auf Frauen kam noch eine nicht minder starke physische Leistungsfähigkeit zu Hilfe. Was ich bei ihm an Potenz gesehen habe, übersteigt das Durchschnittliche um ein ganz Erhebliches. Seine Wirkung auf Frauen war demnach auch eine entsprechend starke; er besaß eine feine Bildung, feinen Takt,

Geist, und jenes wirksame Gemenge von schroffer Entschiedenheit und Güte, das dem weiblichen Geschlechte so imponiert. Die Unterhaltung über die verschiedenen Frauen, mit denen er in sexuelle Beziehungen getreten war, und die Bilder von ihnen, die er mir zum Teil vorlegte, boten nun vorläufig nichts weiter Interessantes. Derartige Gespräche haben gewöhnlich zunächst weiter keinen Zweck, als den der pikanten Unterhaltung. Das unsere wurde erst tiefer, als mein Freund mehr Vertrauen zu mir gefaßt hatte. Ich merkte nämlich sehr bald heraus, daß alle diese Frauen, die er mir zeigte, in seiner Psyche keinen dauernden Widerhall gefunden hatten, und eine Bemerkung von mir, die darauf zielte, löste ihm die Zunge. Er gestand mir, daß er sich bei allen Erfolgen, um die sowohl ich, wie so mancher andere ihn beneidete, in seinem Liebesleben doch keineswegs glücklich fühle. Was könnten ihm all diese Frauen im Grunde sein! Sie waren doch immer nur ein flüchtiger Reiz, der vorbei sei, wenn man sie eine Zeitlang genossen habe, der dann wieder komme, um immer wieder von neuem vorbei zu sein. Es fehle ihm die große Richtung in seinem Liebesleben, das Ziel und die Wertgebung.

Dies wäre für den Unkundigen zunächst verwunderlich gewesen, denn aus der Erzählung war zu entnehmen, daß sich unter diesen Frauen ganz hervorragende und objektiv hochzuschätzende Charaktere befanden, die auch zum Teil den Vorzug großer Körperschönheit besaßen. Auch sein Urteil über sie trug dieser Tatsache Rechnung und billigte ihnen zu, was ihnen zukam. Es lag also nicht an der Güte des Materials, das er sich zum Objekte seiner Libido gemacht hatte, sondern an seiner Einstellung zu ihm. Ich fragte daher, ob sich unter seinen Geliebten eine befände, bei der er wenigstens den Ansatz für das gefunden zu haben glaubte, wonach er sich sehnte. Nach einigem Überlegen kam die Antwort: »Ja, eine war darunter, eine Krankenschwester, die hätte ich heiraten können. Die war etwas anderes. Und mit der habe ich auch nichts vorgehabt; die habe ich nur leise geküßt. Sie hatte in ihrem Wesen so etwas wie meine jüngere Schwester an sich.«

Ich war hier nach den Erfahrungen, die ich auf diesem Gebiete hatte, an einem Punkte angekommen, der das Rätsel seiner erotischen Ziellosigkeit enthielt. Mit der psychoanalytischen List, die man sich bei Kenntnis der sexuellen Motivationen allmählich aneignet, verfolgte ich das Gespräch hier nicht weiter, sondern lenkte es wo anders hin. Ich mußte mir sagen, daß, wenn ich ihm jetzt mit der Tür ins Haus fiele und ihm seine infantile Fixierung an die Schwester auf den Kopf zusagte, ich sofort auf die Verdrängung stoßen müßte, die weitere Resultate in Frage stellen könnte.

Bei einer nächsten Gelegenheit knüpfte ich ein rein theoretisches Gespäch über die Entwicklung der Sexualität im einzelnen Individuum an, und ich fragte ihn, der ja Arzt war, ob er etwas von der Sexualität des Kindes wisse, und wie die Kinder ihre

etwaige Sexualität befriedigten. Darauf antwortete er zunächst ganz allgemein, daß seiner Ansicht nach allerdings Kinder auch Sexualität besäßen; hinter den heimlichen Kinderspielen in dunklen Ecken stecke ja schließlich weiter nichts als das. Als er nun in die Verlegenheit kam, ein Beispiel zu nennen, verfiel er sofort auf sein eigenes Leben. Er erzählte unter ziemlich heftigen Widerständen, daß wohl auch in dem Verhältnis zwischen ihm und seiner jüngeren Schwester »im Grunde« etwas Sexuelles stecke, aber, so bemerkte er gleich vorsichtig, bis zum Letzten sei es nicht gekommen. Alles das sagte er mit dem eigentümlich tastenden Gestus der Sprache, den Menschen anzunehmen pflegen, die etwas Bewußtseinsunfähiges hergeben müssen. Er war sich offenbar vorläufig selbst noch nicht klar, was denn eigentlich dahinter stecke, und er fühlte das peinliche Bewußtwerden inzestuöser Wünsche. Schließlich kam dann folgendes heraus: seine jüngere Schwester war das eigentliche in der Mitte seiner Begehrungen stehende Sexualobjekt seiner Kindheit gewesen. Es kamen Szenen von ganz außerordentlicher sexueller Drastik zum Bewußtsein. In der Hauptsache hatte sich der sexuelle Verkehr in der Form gegenseitiger Betastungen im »Nachsehen« usw. abgespielt, wobei er der Angreifer zu sein pflegte. Aber einmal sei auch sie der angreifende Teil gewesen, sie habe seinen Penis aus der Hose genommen, dieser wäre steif geworden, und er habe ihr dann in den Ärmel uriniert. Das habe seine Schwester ihm aber sehr übel genommen und lange nicht vergessen können. Als dann seine Schwester älter geworden sei, hätten sie die Sache eingestellt. Eines Tages wollte sie nicht mehr, und er habe auch eingesehen, daß sich so etwas nicht gehöre und von da an seien sie gute Kameraden gewesen. Sie beide hatten immer zusammengesteckt und bildeten eine besondere Gruppe in der Familie, die auch respektiert wurde. Man wußte, daß die Neigung der beiden Geschwister eine besonders starke sei und jedenfalls über das gewöhnliche Maß hinausging. Er habe seine Schwester nie vergessen können, noch heute fühle er eine innige Zuneigung zu ihr und das würde sich wohl auch so halten. Die Schwester sei verheiratet und er habe zuerst eine sehr heftige Abneigung gegen seinen Schwager empfunden, die er sich nie habe erklären können, da dieser ein durch und durch tadelloser und gebildeter Mensch sei. Ich klärte ihn auf, daß es sich doch hier eben um weiter nichts, als um gewöhnliche sexuelle Eiferfucht handle, deren sexuelle Natur seinem Bewußtsein bisher nur nicht annehmbar gewesen sei. Dies gab er denn auch zu, wenn auch zunächst noch mit der bekannten Einschränkung »in gewissem Sinne«.

Ich fragte nun weiter, ob er denn in erwachsenen Jahren hin und wieder das Verlangen gespürt habe, jene sexuellen Attacken seiner Schwester gegenüber zu wiederholen, bekam aber eine verneinende Antwort. Er könne sich zwar mit Nero vergleichen, der gewünscht habe, die ganze Welt sei ein großer Menschennacken, den er durchhauen könne, und auf sich angewandt wünschen, die ganze Welt

sei eine große Vulva, aber die Vulva seiner Schwester sei ihm nicht annehmbar. Wir haben hier also eine deutliche Verdrängung eines im infantilen Stadium rege gewesenen Sexualwunsches vor uns; wie schwach aber diese Verdrängung bei meinem hypersexuellen Freunde war, zeigt folgendes Vorkommnis: Es waren einige Wochen seit unserer letzten Unterhaltung verstrichen, als er zu mir zu Besuch kam; wir gerieten wieder auf das Schwesterthema und da gestand er mir, daß er in der vergangenen Nacht einen dreifachen Pollutionstraum gehabt habe mit vorhergehender dreifacher Inzestphantasie seiner Schwester gegenüber. Also ein ganz grober und unverhüllter Wollusttraum, der bewußtseinsunfähige Wünsche einer früheren Zeit zur Erfüllung brachte. Ich stellte noch einmal fest, daß er in wachem Zustande die Vorstellung »Koitus mit der Schwester« nur abstrakt denken konnte, nicht aber sie mit Libido füllen. Der Wachende spürte bei dem Versuche, es zu tun Unlust, also verdrängte Libido, der Träumende Lust. Diese Koitusträume wiederholten sich später noch öfter.

Wir haben einen derartig krassen Fall von Geschwisterinzest einerseits der starken Sexualität zu verdanken, die ihn produzierte, anderseits dem ziemlich weitherzigen und leicht ausdehnbaren Bewußtsein ihres Inhabers. In Fällen, wo beides schwächer ist, wird man lange suchen müssen und wird nur mit großer Mühe ein paar sexuelle Andeutungen aus der Kindheit zum Vorschein bringen, zu einer offenen Koitusphantasie im Traume ohne alle Verhüllung wird es nicht leicht kommen. Auffallend ist bei solchen Menschen mit weitem Bewußtsein der Symbolmangel. Ich fand bei Dr. L. nirgends etwas von diesen psychischen Ausflüchten. Alles lag offen da, die Sexualität sprudelte unverfälscht hervor, sowie man die dünne Kruste der Verdrängung durchstach.

Nachdem ich diese Schwestereinstellung aufgedeckt hatte, versuchte ich noch, auf die Spur der Mutter-Imago zu kommen. Die Beziehungen zur Mutter liegen ja für gewöhnlich tiefer im Unbewußten und werden durch stärkere Zensurmächte dort festgehalten, als die zu Geschwistern. In diesem Falle konnte ich nichts weiter herausbekommen, als eine sehr intensive Hingabe an die Mutter, ohne daß ich einzelne Fakta, die das Wie betrafen, hätte hervorholen können. Die Mutter war vor einem Jahre auf tragische Weise zugrunde gegangen; sie war psychotisch erkrankt und hatte durch Selbstmord geendet. Der Sohn weihte ihr in seinem Innern einen besonderen Platz, er sprach stets mit der größten Liebe von ihr und die Erinnerung an ihren Tod konnte ihn stark erschüttern. Dieser Liebe zur Mutter stand ein beträchtlicher Vaterhaß zur Seite, der nur sehr oberflächlich durch Pietät kompensiert war. Der Vater war gleichfalls eine sexuell stark betonte Natur. Noch als Greis, nicht lange nach dem Tode der Mutter, hatte er neue sexuelle Beziehungen mit nicht vollwertigen Personen angeknüpft und dies empörte den Sohn aufs tiefste. Als Kind hatte der Vater oft die

Liebesstunde zwischen ihm und der Mutter gestört; wenn er bei ihr in der Küche saß, war er oft hereingekommen und hatte die Mutter, — die er haben wollte — angefahren: »Na, hockt ihr beide da schon wieder zusammen!« Dieser als Ödipus-Situation bekannte Vorgang lag im Mittelpunkte der Beziehung zu den Eltern. Die Mutter als Geliebte, der Vater als gehaßter Nebenbuhler.

Ich hatte nun durch diese Bewußtmachungen, die zum Teil unter starken Widerständen vor sich gingen, die Aufmerksamkeit meines Freundes auf die bestimmenden Einflüsse seiner Kindheit gelenkt. Er wurde sich nun durch diese Zusammenhänge darüber klar, daß sich die Frauen, die er geliebt oder begehrt hatte, in zwei Gruppen scheiden mußten: die eine, welche in ihrem Wesen Anklänge an die Träger jener ersten erotischen Erlebnisse aufweisen konnte, die andere, welche fremde Züge zeigte. Und zwar war, wie wir schon gesehen hatten, besonders das Bild der geliebten Schwester maßgebend für die erste Gruppe. Jedes andere Weib, das von diesem Typus entfernt war, mochte es noch so viele Vorzüge besitzen, konnte für ihn immer nur Kalypso und Kirke, niemals aber Penelope werden. Er war, wie der technische Ausdruck lautet, an den Schwestertypus fixiert.

Nun sah er klar und verstand seine erotische Ziellosigkeit den fremden Frauen gegenüber. Nach etwa einem Jahr reiste er in ein Bad und lernte dort wieder im geselligen Leben eine Reihe Frauen und Mädchen kennen. Wie zu erwarten war, winkte ihm der Erfolg; er machte genügend Eindruck, um seine verwegensten Wünsche zu erfüllen. Aber er begnügte sich mit einer einzigen Verführung und verlobte sich statt aller weiteren Unternehmungen mit einem einfachen Mädchen, von dem er mir mit seinen eigenen Worten sagte, daß sie häßlich sei. Nach einem kurzen Gespräch von kaum einer halben Stunde war in ihm das bestimmte Gefühl aufgetreten, daß dieses Mädchen und keine andere für ihn die passende sei. Als die Verlobung dann auch formell zustande gekommen war und er reichlich Gelegenheit gehabt hatte mit ihr allein zu sein, fragte ich ihn, wie es denn nun mit seiner engeren sexuellen Einstellung zu ihr stünde, und ich bekam die erwartete Antwort, daß er dieses Mädchen bisher eigentlich noch nicht begehrt habe und daß er durchaus warten könne. Das sagte dieser sexuell so stark bewegte Mann, der es gewohnt war, die Frauen im ersten Sturme zu nehmen! — Ein Vergleich der Braut mit seiner Schwester zeigte mit Deutlichkeit die Wiederkehr des schwesterlichen Typus in ihr, als dessen wesentliche Eigenschaft er die Lebendigkeit der Augen und des Gemütes bezeichnete nebst dem kindlichen Einschlag und dem Fehlen des Raffinements.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die psychosexuelle Einstellung, die Dr. L. zu seiner Braut hatte, von der, die er zu den meisten anderen Frauen hatte, in ganz bestimmter Art verschieden war, und die Parallele zu Penelope und Kalypso drängt

sich einem hier ohne weiteres auf. Wir können, um den Unterschied deutlich zu machen, etwa sagen: der Kalypsotypus zeichnet sich dadurch aus, daß er eine durchaus genital orientierte Sexualität auslöst. Vom ersten Augenblick der Begegnung an ist der Koitusplan fertig, er ist die conditio sine qua non. Ist die Geliebte nun geistig hochstehend, so schließt sich hieran noch ein ganzer Aufbau von Werten irgendwie anderer Art, die aber alle ziemlich unverkennbar den genitalen Charakter verraten. Beim Penelopetypus ist die sexuelle Lage gerade umgekehrt: hier tritt erst die ganze Gestalt des Menschen in den erotischen Gesichtskreis, sie wird mit einer mehr gedämpften Libido empfangen und diese bleibt der dauernde Grundton; erst später tritt die genitale Orientierung der Sexualität hinzu, da sie nun einmal ein Weib ist, eine Vulva hat und Kinder gebären soll. — Hier hat Homer wiederum das Richtige herausgefühlt, indem er die Gestalt der Nausikaa schuf. Bei ihr läßt es Odysseus nicht bis zum Letzten kommen, weil alle diese Gestalten, die von der gedämpften Libido getroffen werden, für den Liebenden die Erinnerung an die Personen hervorruft, die er schon früher nur so besitzen konnte. Sie haben etwas merkwürdig Keusches an sich, das Begehrenden die Unberührbarkeit anbefiehlt, und so scheidet er von ihr, wie Nietzsche sagt »mehr segnend, als verliebt«.

Diese doppelte Art der psychosexuellen Einstellung auf ein Objekt wollen wir einmal einen Augenblick näher betrachten. Im bürgerlichen Leben und im Gesetz werden sie beide als total verschieden behandelt, d. h., der einen wird die Zugehörigkeit zum sexuellen System abgestritten. Wieweit man die beiderseitigen Grenzen auch aneinander nähern mag, man führt doch immer einen Unterscheidungsgrundsatz ein und verschließt sich instinktiv gegen das Gemeinsame. Und in der Tat hat man im bürgerlichen Leben ein Recht, zu unterscheiden, denn die beiden Arten der Einstellung, die im Falle Kalypso—Penelope doch eben einen genitalen Akt gemeinsam haben können, verlieren diese Gemeinsamkeit sehr rasch, wenn man den einen Typus noch ein wenig weiter vom andern abrückt. Die alternde Frau, die für den liebenden Mann fast den Eindruck des Mütterlichen hervorrufen kann, schließt meistens die genitale Betonung aus und trotzdem bleibt jene andere, die man als Liebe bezeichnet, bestehen. Jene milde und innigere Form der Anziehung kann sich bis ins späteste Alter erhalten, wofür Philemon und Baucis ein treffendes Beispiel sind. Gewisse Frauentypen sind für den Mann im genitalen Sinne überhaupt nicht annehmbar, während sie ihn »sonst« zu größter Leidenschaft hinreißen können. So kann man, auch ohne prüde zu sein, sehr wohl annehmen, daß Goethe und Frau v. Stein nicht geschlechtlich verkehrt haben. Ich möchte auch nicht versäumen, zu bemerken, daß im Falle der Geschlechtsgleichheit sich überraschend viele Beispiele finden, die offen zugestanden und ganz unwidersprochen »Liebe« sind, ohne

daß ein Drang zur genitalen Verstärkung eintritt. Liebesverhältnisse zwischen Personen des gleichen Geschlechtes sind sehr häufig Verhältnisse, für die in unserem heutigen Sprachgebrauche sich nur sehr schwer treffende Bezeichnungen finden lassen. Sie bilden wesentliche und für das Hin und Her in der menschlichen Gesellschaft unentbehrliche Gruppen; aber eigentliche Homosexualität ist immerhin selten.

Wenn man die beiden Arten der Einstellung durch einen Vergleich erläutern will, so eignet sich wohl am besten der zwischen Brennen und Glimmen; dort das heftige Aufschlagen einer Flamme und hier ein ruhiges langandauerndes Verzehren. Gewiß sind diese beiden Vorgänge in der einen Perspektive — optisch — sehr verschieden, aber in der anderen — chemisch — unbedingt verwandt. Beiden liegt sogar der durchaus gleiche Vorgang der Verbrennung zugrunde, die chemisch genommen nichts anderes ist, als die Verbindung eines Körpers mit Sauerstoff; und unter diesen Begriff fallen dann nicht nur die Vorgänge, die man auch im populären Verstande als Verbrennung bezeichnet, sondern auch andere, die von ihr äußerlich betrachtet nicht die mindeste Ähnlichkeit haben, so das Verwesen organischer Substanz und das Rosten metallischer. Ebenso nun, wie uns die Identität der chemischen Vorgänge zwingt, sie unter einem Begriffe zu verstehen, so zwingt uns auch die exakte Sexuologie, die, genau genommen, erst mit Freud beginnt, in jenen beiden psychischen Einstellungen, die das bürgerliche Urteil trennt, die Abwicklung eines und desselben sexuellen Grundagens zu sehen, nur mit verschiedenem Ausdruck und verschiedener Geschichte.

Machen wir uns an unserem Beispiel einmal klar, wie diese doppelte Einstellung bei Dr. L. entstehen konnte. Als Kind hatte er ein sexuelles Verhältnis zu seiner Schwester. Die noch hemmungslose kindliche Sexualität brach soweit durch, wie sie es bei der Unreifheit der Organe konnte. Sie kam nur zu Beschauungen, Betastungen und zur Exkretionserotik. Dann setzte auf beiden Seiten die Pubertät ein. Die Sexualität entfaltete sich und bekam neue und weitere Möglichkeiten, die aber nun von der Schwester abgewiesen wurden. Wir haben hier den bekannten großen Verdrängungsschub des Weibes vor uns, der die eine Seite ihrer Pubertät bedeutet. Der Knabe, dessen Sexualität anders geartet ist, kann die große Verdrängung des Weibes nicht mitmachen. Er wird in der Pubertät zwar auch von einem Verdrängungsschube betroffen, aber dieser hat nicht die Intensität des weiblichen. Er begnügt sich, zwischen der Schwester und sich die Inzestschranke aufzurichten, die zwischen der Mutter und ihm schon besteht. Durch diese Vorgänge entsteht nach Freuds feiner Psychologie erst eigentlich Mann und Weib im psychischen Sinne: früher waren beide Geschlechter aktiv, jetzt wird das Triebleben des Weibes ganz passivisiert. Der Bruder wird als Objekt ganz ausgeschaltet und der Rest bleibt Erwartung. Der Mann schaltet nur die Schwester aus und der Rest wird er-

neuter und schärferer Angriff auf neue Objekte. Aber diese dürfen der Schwester nicht ähnlich sein, sonst kommt er in Konflikt mit der Inzestschranke. Denn diese legt auch ein Stück auf den Typus der Schwester und macht diesen fürs erste zu einem Noli me tangere. Damit aber ist die doppelte Einstellung auch schon geschaffen. Die grobe, genital orientierte Sexualität wird nur bei dem Typus fortgesetzt, der nicht der Schwester gleicht; diese schnell verpuffende Sexualität holt sich Kalypso-Objekte. Die gedämpfte und feine sucht sich den Typus Penelope. Bei ihm wird die Inzestschranke zunächst mit übernommen und es besteht lange Zeit ein ganz platonisches Verhältnis (»Mehr segnend, als verliebt«), und erst langsam kommt die grobe Sexualität zu ihrem Recht.

Vor der analytischen Besprechung mit mir hatte Dr. L. die Verdrängung offenbar zu weit getrieben, so daß gerade der für die Ehe wertvolle Typ ausgeschaltet wurde. Er hatte jene Krankenpflegerin nur geküßt und hätte sich wahrscheinlich ohne Analyse immer so verhalten. Nachher wußte er, daß die mangelnde Aufwallung der gröberen Sexualität diesem Typus gegenüber gerade im Sinne der Gattenwahl lag; die Aufdeckung des Schwesterinzestes und seiner Bedeutung zeigte ihm die psychohistorische Bedingtheit dieses Vorganges. Nun war das Unbewußte gelockert, und in dem Augenblick, als er im Bade zwischen den verschiedenen Liebesobjekten schwankte, lag seine Bindung an den Schwestertyp nur noch im Vorbewußten. Er dachte zwar nicht daran, aber er hätte, ohne peinliche Hemmungen zu empfinden, daran denken können. Inzwischen hatte die vorbewußte Einstellung bereits das Übergewicht über die andere gewonnen und die Gattenwahl vollziehen helfen.

Sieht man diese Form der Gattenwahl nicht als etwas Einmaliges an, das sich nur gerade in diesem Falle vollzogen hat, sondern als etwas, das überhaupt die Tendenz hat sich zu vollziehen, so sind wir dem Grunde, weshalb die Ehegattin den Charakter des »Anheimelnden« an sich zu tragen pflegt, wohl auf die Spur gekommen. Es ist die infantile Herleitung, die hier dahinter steckt. Und man muß zugeben, daß in diesem Zusammenhange etwas überaus Zweckmäßiges liegt. Ein Volksspruch lautet: In der Ehe ist die Liebe das, was übrig bleibt, wenn der Rausch vorbei ist. Und wir können kommentieren: gerade darauf kommt es an, daß noch etwas übrig bleibt, und dieses Etwas holt sich seine Kraft aus den infantilen Fixierungen des Menschen.

Bei dieser Gelegenheit läßt sich noch auf eine andere Eigentümlichkeit aufmerksam machen, die Eheleute manchmal an sich haben, nämlich die der physiognomischen Ähnlichkeit. Ein Zufall wollte es, daß ich mit Dr. L. und seiner Braut zusammen in Gesellschaft war; da sagte plötzlich eine gegenübersitzende Dame: »Sie beide sind sicherlich Geschwister!« Dies war natürlich eine gute Probe aufs Exempel, aber es gab außerdem auch eine ganz plausible Erklärung für die Frage der Gattenähnlichkeit überhaupt. Diese irgendwie

physiologisch zu erklären, scheint ganz hoffnungslos; daß sich Eheleute im Laufe der Jahre durch die Gleichheit der Lebensbedingungen einander ähnlich werden, ist gewiß keine Lösung, abgesehen davon, daß es ja eben auch ähnliche Brautpaare gibt, die noch gar keine gleichen Lebensbedingungen durchgemacht haben. Aber weil der Mann eben die Neigung hat, auf die infantile Objektwahl zurückzugreifen, und weil diese infantile Objektwahl häufig genug auf die eigene Schwester geht, eben deswegen wird die spätere Gattin, die nach der Schwester-Physiognomie zu ausgesucht ist, dem Manne selber ähnlich werden.

Aber diese infantilen Fixierungen können unter Umständen auch eine Wirkung haben, die der erwünscht ablaufenden Gattenwahl entgegenarbeitet. Zunächst kann das eintreten, wenn die geliebte erste Person der Kindheit der Typisierung widersteht und ihre Rechte als einzelne Person im Unbewußten nicht aufgibt. Im Falle des Dr. L. diente der Schwestertypus als Leittendenz für die Gattenwahl, von diesem Typus gab es aber immerhin eine ganze Anzahl Vertreterinnen, von denen er eine wählen konnte, und ein Versagen war nicht zu erwarten. Es gibt aber genügend Fälle, wo es z. B. einem Sohne durchaus unmöglich wird, sich von der Mutter zu trennen; die infantile Situation bleibt dann mutatis mutandis fürs ganze Leben bestehen und die Heirat eines anderen Weibes wird quasi als Untreue empfunden. Ein solcher Mensch ist z. B. der Bruder des ruinierten Advokaten in Anzengrubers Drama »Heimg'funden«, der dann auch den Verzweifelten wieder zur Mutter zurückbringt. Auch der vor Jahren in Paris erschossene »Apache« Bonnot gehört in diese Kategorie. Bonnot erklärte in seinem Testament, daß er niemals von einem Menschen geliebt worden sei, und daß er seit dem Tode seiner Mutter einsam dagestanden habe. (Telegramm aus Paris vom 28. April 1912, Berliner Tageblatt.) Ferner gehören hiezu noch Fälle von Impotenz der eigenen Gattin gegenüber bei voller Potenz gegenüber Prostituierten.

Bezeichnen wir einen Menschen, der innerhalb seines infantilen Sexualtypus heiratet, als endogam, so steht ihm ein anderer gegenüber, der dann die Bezeichnung exogam verdienen würde. Auf diese Art von Gattenwahl hat zum erstenmal Karl Abraham in einer Sitzung der internationalen psychoanalytischen Vereinigung der Ortsgruppe Berlin aufmerksam gemacht. Die grundsätzliche Zusammengehörigkeit dieser beiden Formen von Gattenwahl leuchtet schnell ein. Abraham führte eine Reihe von Fällen vor, die alle folgenden Zug gemeinsam hatten: eine starke sexuelle Einstellung in der Kindheit auf die Schwester, dann Aufrichtung der Inzestschranke; aber der Umschwung ist so stark, daß der ganze Typus, dem die Schwester angehört, mit in die Verdrängung gerät; die Koitusmöglichkeit diesen Frauen gegenüber geht ganz verloren, auf ihnen ruht ein Tabu, und solche Menschen müssen sich dann nolens

volens an einen möglichst entgegengesetzten Typus klammern, sie überspringen die ganze Rasse und heiraten in einen fremden Menschenschlag hinein. Hier haben wir also eine Gattenwahl, die durch die infantile Fixierung im negativen Sinne bestimmt wird. Der Penelope-Komplex ist hier zum Verkümmern gebracht.

Um dem möglichen Einwande, daß der oben ausführlich geschilderte Fall von Gattenwahl nur individuell ist und keine allgemeine Bedeutung beanspruchen kann, zu entgegnen, möchte ich hier noch einen anderen anführen, der soweit wie nur möglich von jenem abliegt, ja der überhaupt einem Gebiete angehört, bei dem man von einer Gattenwahl nicht zu sprechen gewohnt ist. Ich meine das der gleichgeschlechtlichen Liebe. Zuvor sei bemerkt, daß ich in der Auffassung der Inversion, wie sie sich bei mir im Laufe der Jahre herausgebildet hat, bisher noch allein dastehe, wenn auch durchaus nicht in einer Art, die für das endliche Durchdringen meines Standpunktes hoffnungslos wäre. Meiner Ansicht nach ist dem Phänomene der Homosexualität in seiner Ganzheit auf dem bisherigen Wege der pathologischen Auffassung nicht beizukommen. Man kann diese eigentümliche so frappierende Erscheinung im Liebesleben des Menschen nur dann begreifen, wenn man sie als einen Endpunkt einer allgemeinen Inversionsneigung auffaßt, die bei den ganz gewöhnlichen als normal geltenden Freundschaften anhebt und nach dem Durchlaufen vieler Zwischenformen bis zu diesem Grenzpunkte steigt. Die ganze Inversion hat nun — mit Einschluß der eigentlichen Homosexualität — einen sehr wichtigen Organwert im Bestehen der menschlichen Gesellschaft, den man bisher gewöhnlich übersah, und der dem der Familie korrelat ist. Einen wirklich weitschichtigen Beweis für diese Auffassung bin ich freilich bisher noch schuldig geblieben, gedenke aber diese Schuld bald zu tilgen. Bis dahin verweise ich auf meine vorläufigen Arbeiten auf diesem Gebiete.[1] Die gleichgeschlechtliche Liebe unterscheidet sich an und für sich von der zum andern Geschlecht in ihrem Werdegang sowohl, wie in ihrer eigenen Form durch nichts weiter, als durch das verschiedene Objekt der Libido und die durch dieses bedingten Modifikationen. Alle weiteren Verschiedenheiten, wie Degeneration, moral insanity, Feminismus beim Manne und Virilismus beim Weibe, neurotische Einschläge usw. sind Kulturprodukte und haben mit der ursprünglichen Anlage und ihrem Entwicklungsgange nichts zu schaffen. Sie würden ausbleiben, wenn der Zensurdruck, der auf diesem ganzen Aste des menschlichen Liebesleben liegt, gemindert würde. Nimmt man dies an, so wird man sich nicht mehr wundern, daß es

---

[1] Blüher: Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Berlin-Tempelhof 1914. Verlag B. Weise; Die drei Grundformen der sexuellen Inversion 1913; Zur Theorie der Inversion. Zeitschr. für ärztliche Psychoanalyse. März 1914; Studien über den perversen Charakter. Zentralblatt für Psychoanalyse, IV. Jahrg., Bd. 1/2; Niels Lyhne und das Problem der Bisexualität. »Imago« I. Jahrg., Heft 4, Zwei psychosanitäre Forderungen. Sexualprobleme August 1913.

auch hier Vorgänge gibt, die der Gattenwahl entsprechen. Und diese Gattenwahl scheint wiederum bedingt durch infantile Eindrücke und steht gleichfalls als eine Art Ehe mit den entsprechenden leichten Hemmungen den freien und leichtfertigen Liebschaften gegenüber.

Ich lernte vor einiger Zeit einen Homosexuellen kennen, der so ziemlich das Gegenteil von dem darstellte, was man in der psychiatrischen Literatur darüber zu erfahren gewohnt ist. Er war ein stattlicher heiterer und wegen seines einnehmenden Wesens überall beliebter junger Mann von etwa 22 Jahren. Man würde zwar nicht umhin können, ihn als einen Wollüstling zu bezeichnen, wenn man die nursexuelle Seite in Betracht zieht, indessen, er tat nicht mehr, als andere junge Männer, die Frauen lieben, bei einigem Temperament auch tun. Sein Einfluß auf Jüngere des eigenen Geschlechtes war faszinierend; er besaß eine ausgebildete Technik der sexuellen Überredung und er hatte ein selten gut geschultes Auge für geeignete und nicht geeignete Objekte. Wenn ich mit ihm auf der Straße ging, so vermochte er mir nach seiner Angabe diejenigen Männer zu bezeichnen, die auch homosexuell seien. Ich konnte das nicht kontrollieren, da ich trotz langer Erfahrung auf diesem Gebiete es einem Menschen ohne weiteres nicht anzusehen vermag, welcher sexuellen Geschmacksrichtung er huldigt. Jener Homosexuelle, von dem ich spreche, meinte, man müsse es eben selbst sein, dann könnte man es schon, und die Homosexuellen erkennten sich immer untereinander auf den ersten Blick. (Wahrscheinlich, weil sich die den Mann suchenden erotischen Blicke beider begegnen, die ein anderer eben nicht erotisch auslegt.) Mag diese Versicherung nun stimmen oder nicht, jedenfalls besaß er ein außerordentliches Glück darin, binnen kurzer Zeit nach einigen Gesprächen hin und her sein Objekt für seine sexuellen Pläne zu gewinnen. Dieses waren ja nun meistenteils junge Leute, die der männlichen Prostitution heimlich huldigten, aber er hatte auch bei anderen Erfolg. Nun tritt hier wieder dieselbe Erscheinung in den Vordergrund, die wir schon an dem Hauptbeispiel dieses Aufsatzes in der Richtung der Frauenliebe kennen gelernt hatten: als wir uns etwas näher gekommen waren (er übertrug ein wenig auf mich) ließ er mich herausfühlen, daß sein Liebesleben ihn nicht befriedige. Er habe einen Freund, Walter, die Liebe seines Lebens, und wenn er es nicht erreichen könne, daß er ihm gehöre, so sei ihm alles andere nichts wert. Ich lernte Walter kennen. Einen irgendwie hervorstechenden Eindruck machte er auf mich nicht. Er war ein Berliner Junge, wie andere auch, aber er war nun einmal das Ideal jenes Herren. Und nun ließ ich mir erzählen, wie es mit Walter gewesen sei und was sie getan hätten: sie waren immer Arm in Arm spazieren gegangen, oft hatten sie in seinem Garten in der Laube gesessen, sich geküßt und von Freundschaft geschwärmt, aber sexuellen Umgang hatten sie miteinander nicht gehabt, und das wolle er auch nicht. Walter sei ganz etwas anderes. Wenn er bei ihm sei, dann schwiegen alle Stürme

und dann brauche er weiter niemanden. Aber Walter sei ein Trotzkopf und sehr zänkisch. Daher gehe immer wieder alles in die Brüche, und er müsse dann »auf Fahrt steigen«. Im vergangenen Jahre war nun wieder eine große Trennung zwischen beiden eingetreten. Sie hatten sich die Ringe und ihre Bilder zurückgeschickt, und es schien alles aus. Der Männerfreund führte darauf ein tolles Leben und war sehr übermütig. Eines abends, kurz vor Weihnachten, traf ich ihn, wie er gerade fort wollte. Er renommierte, daß er heute eine besonders schöne Verabredung vor habe und er wolle mir morgen alles erzählen. Aber ich traf ihn noch am selben Abend kurz vor Mitternacht vor seiner Haustür. Ich fragte, wie es ihm gegangen sei? Antwort: es sei nichts gewesen. Er hätte alles haben können, aber es sei ihm plötzlich ein Abscheu gekommen. Das Leben ginge so nicht weiter. Ich sagte ihm sofort, er hätte nicht so leichtfertig von Walter weggehen sollen, seine Behauptung, Walter sei für ihn erledigt, wäre damals doch wohl etwas riskant gewesen. Und da gab er mir auch sofort zu, daß dies in der Tat der Grund seiner Depression sei. Er müsse unbedingt zu Walter zurück, sonst verkomme er.

Wir haben also hier wieder unverkennbar deutlich die beiden verschiedenen Einstellungen nebeneinander. Es ist nichts geändert, allein das Objekt der Libido. Eine frühere Auffassung würde jene Liebe zu Walter als »psychische Homosexualität« bezeichnet haben, also eigentlich als keine echte. Und dies besonders in Hinblick darauf, daß man weiß — oder vielmehr noch sehr wenig weiß — daß viele Männer das eigene Geschlecht so lieben können, wie unser Männerfreund hier seinen Walter, aber im Gegensatz zu ihm die gröberen sexuellen Wünsche nur zum Weibe tragen. Der Übergang zwischen den beiden Einstellungen kann sich nun wiederum verschieden scharf zeigen; unser Männerfreund konnte natürlich auch sexuelle Akte mit seinem Liebling vollbringen, ein anderer würde es z. B. nur im narkotischen Rausch können, ein dritter nur noch im Traume und ein vierter überhaupt nicht mehr. Es ist aber wichtig festzustellen, daß diese beiden Einstellungen, die offenbar jeder Mensch hat und für deren Entstehung seine Kinderstube bürgt, sich sowohl auf das eigene als auf das andere Geschlecht, und zwar wechselseitig, richten können. Die Bezeichnung »psychische Homosexualität« sollte früher einmal, als man mit dem Psychischen überhaupt noch nichts Rechtes anzufangen wußte, offenbar eine Flucht vor weiteren Problemen sein, sie sollte diese Art der Inversion überhaupt aus der Sexualwissenschaft ausschließen. Heute, wo wir dank der Forschungen Freuds in der analytischen Psychologie sicheren Boden unter den Füßen haben, können wir es wagen, die Sexualität ganz und gar von der psychischen Seite aus zu betrachten und dabei die physische Seite zunächst einmal außer acht zu lassen. Und wir bekommen auf diese Weise ein durchaus klares Bild. Denn es ist ja jede Situation, die man einem Liebesobjekt gegenüber einnimmt, immer zugleich psychisch

und physisch. Ein Koitus mit der schmutzigsten Dirne ist unmöglich ohne vorherige psychische Einstellung, und die Liebe Dantes zu Beatrice, die vorgeblich »nur« seelisch ist, muß außer der Auslösung verfeinerter Primitivaffekte selbstverständlich auch noch physische Vorgänge in Szene setzen, deren Erforschung freilich noch sehr im Rückstande ist. Eine Einstellung aber bloß deswegen physisch zu nennen, weil sie starke im Vordergrund liegende physische Wirkungen auslöst (Erektion, Ejakulation) und anderseits psychisch deswegen, weil man die sehr feinen und leicht übersehbaren physischen Vorgänge (innere Sekretion, Chemotaxis) nicht recht kennt und nur statt ihrer starke psychische Affektwirkungen, das muß natürlich als durchaus willkürlich abgewiesen werden. Seit wir eine arbeitsfähige Tiefenpsychologie haben, ist es kein Tappen im Ungefähren mehr, wenn wir erotische Vorgänge, welcher Art auch immer, ganz psychologisch behandeln, und wir können dabei nicht mehr in die Gefahr kommen, auf die alte theologische »Seele« zu stoßen. Auch ist Seele psychologisch genommen heutzutage keine Schmeichelei mehr. Wir können dann außerdem noch denselben Vorgang vom Physiologen, d. h. von außen her durchforschen lassen und er wird uns sagen, welche chemotaktischen Beziehungen sich hiebei herausstellen. Mit einem Worte: physisch und psychisch sind keine Gegensätze, die für die Forschung in Betracht kommen; vielmehr sind das Physische und das Psychische Objekte zweier ganz verschiedener Wissensgebiete, die in sich geschlossen sind. Man wird in jedem Falle einfach zu wählen haben, mit welchem man arbeiten will und man wird dasjenige wählen, mit dem man zur Zeit am weitesten zu kommen hofft. Für die Erforschung der sexuellen Struktur des Menschen hat vorläufig die psychologische Disziplin den Vorrang.

Die Psychoanalyse dieses Falles von invertierter »Gattenwahl« ergab nun wiederum dasselbe, wie die erste. Ich glaubte dem bedrängten Männerfreunde einen Dienst erweisen zu können, wenn ich ihm klar machte, woher denn eigentlich diese eigentümliche Einstellung zu Walter, die sich so sehr von den andern unterschied und ihm so viel zu schaffen machte, stammte. Daher fragte ich ihn nach seinen ersten Kindheitserlebnissen in der Liebe. Es kamen ein paar Liebschaften aus der Knabenzeit zum Vorschein, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der zu Walter hatten; aber ich fragte weiter und bestand darauf, daß er mir sagte, in welchem Verhältnis er zu seinen nächsten Familienangehörigen in der frühesten Kindheit, d. h. ehe er sich seine Liebschaften außerhalb der Familie suchte, gestanden hatte, und wen er da am meisten geliebt habe. Er hatte einen etwas älteren Bruder und eine wesentlich ältere Schwester, sein Vater war früh gestorben. Es stellte sich nun heraus, daß er zur Mutter eine starke Fixierung hatte, die auch heute noch anhält. Diejenigen Theoretiker, welche meinen, die Inversion als ein psychopathologisches Phänomen begreifen zu können, werden hier schnell bei der Hand sein und sagen: nun ja, da haben wirs, die Inversion

ist eben dadurch entstanden, daß der Patient eine starke Fixierung ans andere Geschlecht, die der Verdrängung anheim fallen mußte, überkompensierte und die ganze Libido vom Weibe weg auf den Mann warf; und wenn man einem solchen Menschen dies klar macht, so ist Aussicht auf Heilung vorhanden. Aber wir hatten ja in unserm ersten Beispiel von Gattenwahl gleichfalls einen Menschen vor uns, der stark an ein infantiles andersgeschlechtiges Sexualobjekt fixiert war, der auch verdrängte, der sich aber dann seine weiteren Liebschaften doch prompt beim Weibe holte. Andere wieder, die, wie Bonnot, kein anderes Objekt finden können, verzichten lieber ganz auf Liebe, aber sie gehen nicht zum eigenen Geschlecht. Dieser Mechanismus der Inversionsentstehung versagt also als Erklärung wiederum und es wird dadurch immer wahrscheinlicher gemacht, daß die später Invertierten eben von Natur aus dazu bestimmt sind, zu invertieren. Von der Mutter kommen wir alle her, unser erster Libidovorstoß muß sich auf sie werfen, und jeder löst die Libido wieder ab mit mehr oder minder großem psychischen Aufwand und mehr oder minder erheblichen Konflikten, jeder schafft sich Ersatzobjekte, »Neuauflagen« — aber der Inventierte sucht sie eben beim eigenen Geschlecht. Aufgeklärt ist damit vom Wesen der Inversion nicht das Mindeste, und man wird wohl nicht eher über diese Frage zur Ruhe kommen, als bis man sich zu der Einsicht entschlossen hat, daß die Vollinvertierten sowohl, als alle diejenigen, die eine überstarke Neigung zum eigenen Geschlecht auf Kosten der Neigung zum andern haben, eben von der Natur zu einem bestimmten Zweck (die teleologische Sprache sei hier einmal der Kürze willen gestattet) ausersehen seien. Der psychosexuelle Gegensatz homosexuell-heterosexuell hat eben offenbar einen — freilich sehr schwer enträtselbaren — Funktionswert, genau so wie der somatische Mann-Weib, den man ohne weiteres ablesen kann[1].

Also auch des Invertierten Libido kommt von der Mutter her. Und sie wirkt nach der Ablösung von der Person und dem ganzen Geschlechte der Mutter im Unbewußten immer noch nach und zwar mit determinierender Kraft für die Gattenwahl. Bei dem vorliegenden Beispiel wurde mir sehr schnell versichert, daß es Züge der Mutter seien, die er in Walter wiederzufinden glaube, und zwar sei es die Verschlossenheit, die ihn so reize und dauernd anziehe. Ich fragte weiter, wer noch außer der Mutter in Betracht käme. Antwort: Mein Bruder auf keinen Fall; mit dem vertrage ich mich keinen Tag, wenn er hier ist. Ich bestand darauf, ehe wir weitergingen, diese Frage mit dem Bruder noch näher zu betrachten. Ich gab mich nicht damit zufrieden, daß er den Bruder nicht mochte, sondern ich machte ihm klar, daß solchen instinktiven Abneigungen, die sich durch keine vollgiltigen Gründe rationalisieren ließen, stets ein

---

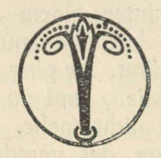
[1] Vgl. meinen Aufsatz »Zur Theorie der Inversion«, Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse, März 1914.

gegenwertiger Kern inne wohne, der also nicht Haß, sondern Liebe sei, und ebenso umgekehrt. Zuerst wollte er das nicht verstehen — er glaubte an die unbedingte Ursprünglichkeit des Hasses — und ich gab ihm folgendes Beispiel: Wenn Sie an einem Tage von vier Personen geärgert werden, unter denen sich drei befinden, die Ihnen gleichgiltig sind, während Sie die vierte lieben, wie werden Sie sich den drei gegenüber verhalten bezüglich Ihrer Affekteinstellung und wie der vierten? Sie werden sich über die drei in angemessener Weise ärgern und Ihren Verdruß vielleicht mit einem Fluch abreagieren, über die vierte aber werden Sie außer sich geraten, und wenn die Dinge ungünstig genug liegen, so kann es passieren, daß Sie es dieser geliebten Person nie vergessen können. Das leuchtete ihm ein und er verstand sofort die Gegenwertigkeit (Ambivalenz) von Haß und Liebe. Und spontan kam ihm da auf einmal die bisher abgelehnte Kenntnis aus dem Unbewußten: ich habe ja als Kind meinen Bruder geliebt! Wir waren beide immer zusammen, das war ja geradezu sprichwörtlich in unserer Familie geworden, wir gingen immer Arm in Arm und küßten uns. Er hatte das verschlossene Wesen, das ich so liebe, und hat es heute noch. Ich fragte weiter, bis zu welcher Grenze seine infantile Libido dem Bruder gegenüber gekommen sei. Gegenseitige Onanie leugnete er. Aber sie hätten oft zusammen gebadet und da habe er seinen Körper angeschaut. Auf die Frage, von wann an er sich von dem Bruder fortgewandt hätte, erzählte er: einmal hatten wir ein großes Onanieren zu Mehreren hinter einem Zaun, und da war mein Bruder auch mit dabei, er hat aber nur zugesehen. Von da an habe ich mich vor ihm geschämt. Er ging dann zum Weibe, während ich beim eigenen Geschlecht blieb; und da fing er an, auf mich herabzusehen und ich mochte ihn nicht mehr.

Also der Charakterzug des verschlossenen Wesens, den er schon bei der Mutter gefunden hatte und den auch der Bruder trug (während er selber außerordentlich offen war), war nun auch zum Leitmotiv für seine Gattenwahl geworden; auch Walter trug diesen Zug. Der Werdegang und die Tönung der Libido dieses Invertierten scheint mir nach dieser Aufdeckung klargestellt. Er ist im Prinzip kein anderer als der des Frauenliebhabers in unserem ersten Beispiel.

Wenn wir von der Gattenwahl auf invertiertem Gebiete absehen und uns allein auf das beschränken, was man sonst darunter zu verstehen pflegt, so dürfen wir zusammenfassend sagen, daß uns sowohl biologische als psychologische Erwägungen davon zurückhalten, in der Ehe ein durch bloße Satzung hergestelltes Liebesverhältnis zu sehen. Die Entwicklung der psychosexuellen Einstellung des Mannes trägt offenbar eine Tendenz in sich, die die deutliche Trennung zweier Typen von Liebesobjekten sich zu erzwingen sucht. Der ursprüngliche und erste Typus hat seine Wurzeln in der frühesten Kindheit, als Protest hiergegen schafft sich der Mann nach Aufrichtung der Inzestschranken den entgegengesetzten, der nun

die Rolle mehr flüchtiger Liebschaften übernimmt. In der gutgewählten Gattin liebt der Mann Mutter und Schwester wieder und diese Liebe hat dann auch die Fähigkeit, in Freundschaft abzuklingen, wenn die Jahre es gebieten. In der Geliebten kommt der Gegentypus zur Sprache, der nach dem Rausche viel an Wert verliert und leicht untergeht. Bekanntlich ist dieser Kalypsotypus der allgemeinen Boykottierung durch den Penelopetypus ausgesetzt und so kommt zum Fluche der Flüchtigkeit auch noch der der Verpönung. Aber man darf nicht verkennen, daß gerade die Kalypsos, Phrynes, Aspasias und überhaupt die großen und kleinen Kokotten aller Länder und Zeiten derjenige Frauentypus gewesen ist, der Anteil am geistigen Leben der Öffentlichkeit genommen hat, während die Gattin, wenn auch durch triftige Gründe verehrt, leicht dazu neigt, in ihrem Haus- und Züchtungsdienste innerlich zu verarmen. Eine feinere Gesittung unter den Menschen dürfte es sich daher wohl zur Aufgabe machen, eine sachlichere Schätzung der beiden Liebesarten herbeizuführen und einen Schutz der Geliebten vor den ungerechten Verpönungen der Gattinnen zu erzwingen.



Über neurotische Exogamie.

Ein Beitrag zu den Übereinstimmungen im Seelenleben der Neurotiker und der Wilden.

Von Dr. KARL ABRAHAM.

Während man früher der Ehe unter Blutsverwandten nur insoweit ein Interesse entgegenbrachte, als man in ihr ein hereditär belastendes Moment erblickte, habe ich in einem Aufsatz[1] darauf hingewiesen, daß die Verwandtenehe selbst als Phänomen der Neurosen-Psychologie gewürdigt werden müsse. Ausgehend von den Eigentümlichkeiten der Sexualität bei den Neurotikern, welche uns durch die Psychoanalyse bekannt geworden sind, gelangte ich zu der Auffassung, daß bei vielen solchen Personen die Übertragung der Libido auf blutsfremde Personen mißlinge, weil sie auch nach der Pubertät in inzestuöser Gebundenheit verharre. Für den Neurotiker, der sich dem Objekt seiner ursprünglichen inzestuösen Wünsche ebenso fern halten muß wie dem blutsfremden Weibe, bedeutet die Ehe mit einer Verwandten ein Kompromiß.

Schon in der erwähnten Schrift machte ich darauf aufmerksam, daß man die Neigung zur Inzucht in eine Reihe mit gewissen anderen Erscheinungen stellen müsse, um ihr psychologisch gerecht zu werden. An dem einen Ende dieser Reihe hat der reale Inzest seinen Platz; er ist in psychopathischen Familien nicht gar so selten, wie man anzunehmen pflegt. Das entgegengesetzte Extrem ist die völlige und dauernde Ablehnung aller Beziehungen zum andern Geschlecht.

Dem erstgenannten Extrem steht psychologisch nahe die Neigung zu solchen blutsverwandten Personen, welche nicht dem allernächsten Verwandtschaftsgrade angehören. In einem ganz ähnlichen Verhältnis zu dem oben genannten andern Extrem der Reihe steht eine Erscheinung, welche ich mit dem Namen »neurotische Exogamie« belegen möchte. Sie besteht darin, daß der Mann[2]) eine unüberwindliche Scheu empfindet, in nahe Beziehungen zu einem Weibe zu treten, das der gleichen Rasse oder Nationalität angehört wie er selbst, oder — richtiger gesagt — wie seine Mutter. Hier werden also gegen die Möglichkeit des Inzestes ganz besondere Maßregeln getroffen. Der Neurotiker flieht vor dem mütterlichen Typus zu solchen Frauen, welche in Erscheinung und Wesen der Mutter (oder Schwester) möglichst entgegengesetzt sind. Diese Flucht ist eine Folge seiner übermäßigen Inzestscheu.

Ein Beispiel möge zunächst den geschilderten Sachverhalt erläutern:

[1] »Die Stellung der Verwandtenehe in der Psychologie der Neurosen.« Jahrb. f. psychoanalyt. Forschungen, Bd. I. 1909.

[2] Wie in der zitierten früheren Arbeit berücksichtige ich auch hier wieder in erster Linie die Erscheinungen, wie sie sich beim männlichen Geschlecht äußern; die Begründung dafür habe ich am erwähnten Ort gegeben.

Ein dem blonden, norddeutschen Typus angehöriger Neurotiker zeigt die höchste Antipathie gegen den gleichen Typus bei Frauen. Nichts darf ihn beim Weibe an sein ursprüngliches Liebesobjekt, die Mutter, erinnern. Er erträgt bei Frauen nicht einmal den heimischen Dialekt. Nur dunkelhaarige, brünette fremdrassige Frauen ziehen ihn an. Er hat im Laufe der Jahre verschiedenen Frauen seine Sympathie geschenkt; sie gehörten stets fremder Rasse oder Nationalität an. Dabei trat mit größter Deutlichkeit die von Freud hervorgehobene Neigung zur »Reihenbildung« hervor. Der Patient erwies sich als unfähig, seine Libido nachhaltig und erfolgreich auf eine bestimmte weibliche Person zu richten. Die Fixierung an die früheste Liebe erwies sich als übermächtig.

Ich habe eine ganze Anzahl ähnlicher Fälle analysieren können und bin allmählich zu der Auffassung gelangt, daß in dieser Abneigung gegen Frauen des eigenen (oder mütterlichen) Typus resp. der eigenen Rasse etwas Gesetzmäßiges liege. Eine interessante Beobachtung ganz derselben Art hat vor einiger Zeit Weiß[1] veröffentlicht. In seiner Mitteilung handelt es sich um einen Mann, der unfähig ist, ein Mädchen aus seiner Heimatstadt und Heimatprovinz, oder aus der Heimatgegend seines Vaters oder seiner Mutter zu heiraten. Ebenso empfindet er eine Scheu vor Mädchen, die ähnliche Augen oder Haare haben wie seine Schwestern.

Die Motivierung dieser sexuellen Scheu ist manchen Neurotikern durchaus unbewußt, anderen dagegen voll bewußt.

Ein Patient erklärt mir, er — der selbst Jude war — werde nie eine Jüdin heiraten können; weil er in jeder Jüdin unwillkürlich seine Schwester erblicke. Tatsächlich befand sich dieser Patient in einer ungewöhnlich starken inzestuösen Fixierung an Mutter und Schwester, wovon auch seine Neurose (Straßenangst) Zeugnis ablegte. Im Pubertätsalter war es zu einer sexuellen Annäherung der Geschwister gekommen.

Ein zweiter Patient, ebenfalls von jüdischer Abkunft, machte hinsichtlich seiner Neigungen ganz ähnliche Angaben wie der Vorerwähnte. Er verliebte sich wiederholt in Mädchen, welche dem jüdischen Typus in ihrer Erscheinung ganz entgegengesetzt waren, so z. B. in eine blonde Dänin.

In einem dritten Falle war der Sachverhalt ganz der gleiche; nur befand sich der Patient über die Herkunft seiner Rassenneigung und -abneigung im unklaren.

In allen von mir genauer untersuchten Fällen bestand neben der übermäßigen positiven Fixierung der Libido an die nächsten Angehörigen gleichzeitig ein ausgesprochener Haß gegen die eigene Familie. Dieser richtet sich bald vorwiegend auf die Mutter und erklärt sich dann aus enttäuschter inzestuöser Neigung; bald gilt er mehr dem Vater und leitet sich dann zwanglos aus der Ödipus-Einstellung des Sohnes her.

---

[1] Internat. Zeitschr. f. ärztl. Psychoanalyse, Bd. II., p. 161.

Ein solcher Haß wird für den Sohn zum wirksamen Motiv, sich von seinesgleichen zu trennen. Er sucht nun nicht bloß den Zusammenhang mit seinen Blutsverwandten, sondern auch denjenigen mit seinen Stammesgenossen aufzuheben.

Zweierlei häufige Erscheinungen werden durch diese Betrachtungsweise in ein neues Licht gerückt.

Ich habe zunächst einen Teil der sogenannten Mischehen im Auge. In den christlichen Ländern handelt es sich namentlich um Mischehen zwischen Christen und Juden. Bald ist es mehr die Flucht vor dem Inzest, bald mehr die feindliche Ablehnung der eigenen Familie, welche in nicht wenigen Fällen zur Schließung einer Mischehe treibt. Ich könnte für diesen Hergang zahlreiche Belege beibringen.

Sodann verdient unser Interesse jener Typus von Männern, welche frühzeitig, meist im Unabhängigkeitsdrang des Pubertätsalters, aus ihrer Heimat auswandern und irgendwo in einem exotischen Lande mit einem fremdrassigen Weibe die Ehe eingehen. Ich verfüge über eine Reihe sehr instruktiver Beobachtungen dieser Art.

Durch die neuesten Untersuchungen Freuds sind wir auf gewisse Übereinstimmungen im Seelenleben der Neurotiker und der Primitiven aufmerksam geworden. An dieser Stelle ist in erster Linie an die verstärkte Inzestscheu der Neurotiker und der Primitiven zu erinnern. Diese Inzestscheu kommt am stärksten zum Ausdruck in der Gesetzgebung jener Völker, deren wichtigste Sorge augenscheinlich die Inzestverhütung ist. Die wirksamste und weitreichendste Maßregel dieser Art ist diejenige bei vielen primitiven Stämmen bestehende Einrichtung, welche man als Exogamie bezeichnet. Sie verbietet die geschlechtlichen Beziehungen nicht nur unter Blutsverwandten im eigentlichen Sinne, sondern sogar unter Angehörigen des gleichen Stammes.

Wir sahen, daß manche Neurotiker, einer inneren Nötigung folgend, ihre Neigung lediglich solchen Personen zuwenden, welche einem anderen Stamme angehören. Die innere Nötigung hat bei diesen Individuen den gleichen Effekt wie der äußere, gesetzliche Zwang bei den primitiven Völkern. Wir dürfen also mit Fug und Recht die uns beschäftigende Erscheinung bei Neurotischen als Exogamie bezeichnen. Das neurotische und das ethnologische Phänomen, die wir mit gleichem Namen belegen, stimmen bezüglich ihres Ursprungs und ihres Zieles vollkommen überein.



Das Zerstückelungsmotiv im Mythos.

Von HERBERT SILBERER.

Die große Mehrzahl der Mythen erzählt Begebenheiten, die auf der Erde, nicht am oder im Himmel spielen. Wenn auch ohne Frage zuzugeben ist, daß ihrer viele zu irgend einer Zeit auf Himmelsvorgänge bezogen wurden, so ist doch alles, was hierüber ausgesagt werden kann, im ganzen nicht so handgreiflich sicher, wie daß alle Mythen ohne Ausnahme durch das Medium der menschlichen Psyche gegangen, eigentlich ihrem Schoß entsprossen sind, und daß so die menschlichen Neigungen, Strebungen, Befürchtungen, Konflikte auf die Mytheninhalte übergehen mußten, und zwar nicht bloß im oberflächlichen, sondern auch im Sinne der Tiefenpsychologie. Die psychologische Abhängigkeit des Mythos gilt sowohl dort, wo astrale (oder sonstige auf bestimmte Naturschnitte beschränkte) Deutungen zulässig, als wo sie unzulässig sind; und so kommt es, daß die psychologische Betrachtung der Mythen weit umfassender und — gewissermaßen als Entschädigung für ihre mitunter gefährliche Dehnbarkeit — in gewisser Hinsicht besser fundiert ist als ihre Deutung auf einzelne äußere Naturvorgänge[1].

Es bedarf also vielleicht keiner weiteren Entschuldigung, wenn ich in den folgenden Ausführungen über das Zerstückelungsmotiv seine, unzweifelhaft vorhandenen, Beziehungen zum Himmel (Mondzerstückelung etc.) vernachlässige. Nur psychologischer Bedeutungen soll hier gedacht werden, und zwar bloß einiger weniger, noch dazu in fast gesprächsweis zwangloser Aneinanderreihung: eine strengere und weiter ausgreifende Behandlung des Gegenstandes sei für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Wohl mit allen anderen mythologischen Motiven teilt das Zerstückelungsmotiv die Eigenschaft, mehreren psychologischen Zusammenhängen anzugehören, sei es, daß es sich im einzelnen Fall überdeterminiert zeige, sei es, daß es sich in verschiedenen Fällen auch verschieden angewendet finde. Otto Rank, der sich von einer bestimmten Seite her mit dem Zerstückelungsmotiv psychologisch befaßt hat[2], erblickt darin teils die Entmannung des Vaters durch den Sohn (Typus Uranos, Kronos) oder des Sohnes durch den Vater (als Inzeststrafe), teils eine Umkehrung der infantilen Vorstellung von der Zusammensetzung des Menschen aus Stücken (so daß Wiederbelebung des Zerstückelten = Geburt), teils auch das Schlaffwerden des Phallos (so daß Wiederbelebung = Erektion).

[1] Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie II. Bd., 1. Teil (1. Aufl., Leipzig 1905), p. 528 ff., 578 ff. und 3. Teil (1. Aufl., Leipzig 1909), p. 52 ff., 62, 81 ff., 87, 173, 216, 231, 238, 526 u. a.; Dr. Otto Rank, Das Inzest-Motiv in Dichtung und Sage (Wien 1912), p. 277 ff., 318 f.; Herbert Silberer, Probleme der Mystik und ihrer Symbolik (Wien 1914), p. 204 ff.

[2] Dr. Otto Rank, a. a. O., IX. 4.

Das Dominierende in seinen Anschauungen des Motivs ist dessen Verbindung mit dem Inzest. Er lenkt die Aufmerksamkeit vor allem auf den ägyptischen Mythos von Isis und Osiris[1]. Die göttlichen Geschwister kommen bekanntlich[2] schon als Gattenpaar auf die Welt. Zur Strafe für den Ehebruch, den Osiris mit seiner anderen Schwester Nephthys begeht[3], tötet ihn deren Gatte Set-Typhon. (Nach älterer Version scheint der Tat Herrschsucht zugrunde zu liegen.) Set zerstückelt den Leichnam des Osiris in vierzehn Teile. Isis sammelt die verstreuten Gliedmaßen wieder, um sie zu beleben, findet aber nur dreizehn Teile; der vierzehnte, der Phallos, fehlt. Sie ersetzt diesen Teil am zusammengesetzten Leib durch eine Nachbildung aus Holz und stiftet zum Andenken den kultischen Phallos[4]. Mit Hilfe ihres Sohnes Horus, der nach späteren Überlieferungen erst nach Osiris' Tode von diesem erzeugt wurde, rächt Isis die Ermordung ihres Gatten und Bruders. Zwischen Horus und Set, die in ursprünglicherer Fassung selbst Brüder waren, entspinnt sich ein erbitterter Kampf, wobei die Gegner sich gewisse Teile des Körpers als kraftspendende Amulette entrissen: Set schlägt dem Gegner ein Auge aus und verschlingt es, verliert aber dabei seine eigenen Genitalien (Hoden), die vermutlich ursprünglich von Horus gleichfalls verschlungen wurden. Schließlich unterliegt Set und wird gezwungen, das Horusauge wieder von sich zu geben, mit dessen Hilfe Horus den Osiris wiederbelebt, so daß er als Herrscher ins Totenreich eingehen kann. Rank bemerkt hiezu: »Wir können an diesem ... offenbar vielfach überarbeiteten Mythus nur im rohen die Verdrängungsschichtungen andeuten. Wie der damit eng verbundene griechische Göttermythus und die verwandte Überlieferung der Naturvölker zeigt, ist die Entmannung des Bruders nur ein übertragener Nachklang der ursprünglichen Entmannung des Vaters durch den Sohn, welche die jüngste Reaktionsschichte des vorliegenden Mythus zur Rächung des Vaters an seinem brüderlichen Mörder (vgl. Hamlet) und seiner Wiederbelebung durch den Sohn gemildert und gesühnt hat.« Das Ausreißen (und Verschlingen) des Auges ist ein »symbolischer Ersatz der Entmannung des Gegners«, und auch die Zerstückelung ist eine »Abschwächung der Entmannung«. »Zeigt uns nämlich die charakteristische Phallusstiftung der Isis, daß ihre Trauer vorwiegend dem Verlust des Phallus gilt — was auch darin zum Ausdruck kommt, daß sie nach einer späteren Version doch noch von dem entmannten Gatten auf geheimnisvolle Weise befruchtet wird —, so zeigt uns anderseits das Verhalten des grausamen Bruders, daß es auch ihm bei der Zerstückelung wesentlich auf den Phallus ankam, da ja nur dieser unauffindbar ist, also offenbar unter ganz besonderen Vorsichtsmaßregeln beseitigt wurde.« Beide

[1] A. a. O., p. 309.
[2] Plutarch, de Is. et Os. 12, Ende.
[3] A. a. O., 14.
[4] A. a. O., 18.

Motivierungen scheinen geradezu vereinigt in einer von Jeremias[1] angeführten Version, wonach Anubis vom zerstückelten Osiris den Phallos gefunden habe, den Isis noch vor der Leichenzerstückelung in einer Kiste verwahrt habe, so daß dieser Teil allein dem Typhon entgehen konnte. »Die Wahrscheinlichkeit, daß es sich ursprünglich um Entmannung gehandelt habe, wird erhöht durch die verschiedenen Abschwächungs- und Motivierungsversuche« in allerlei Versionen[2].

Ob die »Reaktionsschichten« und »Abschwächungen« historischen Veränderungen der Mythen entsprechen, ist jeweils fraglich, so berechtigt an sich diese Begriffe sind. Es muß nicht durchaus die psychologische Schichtung mit der zeitlichen Entwicklung übereinstimmen. Die Notwendigkeit dieses Vorbehalts ergibt sich beispielsweise eben im Osirismythos, da nach ursprünglicher Fassung Set den Osiris ja nicht zur Strafe für einen ehebrecherischen Inzest, sondern aus Herrschsucht[3] tötete, wie auch Hagen seinen Schwager (Sigfrid) ursprünglich aus Herrsch- oder Habsucht umbrachte, worauf ihm aus gleichen Triebfedern von einem anderen Schwager (Etzel) das nämliche widerfuhr — alles das vor der Einführung der von den Frauengestalten ausgehenden feineren Konflikte[4]. Nur im Zusammenhang mit der sexuellen Konkurrenz aber ist die Zerstückelung als Kastration (oder die letztere in anderer Form) berechtigt. Daß die sexuelle Konkurrenz dem ursprünglichen Osiris-Set-Kampfe fremd war, hindert freilich nicht, daß sie als Mythenmotiv anderweitig längst vorgekommen und dann in den Osirismythos hineingetragen worden sein mochte. Auch ist es für die psychoanalytische Mythenforschung ergiebiger, dem Erscheinen der Motive nachzugehen als an bestimmten Gestalten der Sage (also etwa Osiris, Sigfrid) hängen zu bleiben, in der Meinung, nur im Falle dieser Beschränkung habe man die Entwicklung »eines« Mythos gezeigt. Es hat mehr literarische als psychologische Wichtigkeit, welche Einzelheiten sich just mit einem bestimmten Namen verknüpfen. Machen wir also der Psychologie das Zugeständnis jenes freieren Schaltens, das übrigens die moderne vergleichende Mythologie zum Teil ohnehin fordert, so setzen wir sie jedoch damit noch kaum instand, das System der Verdrängungsschichten historisch zu erweisen, dergestalt, daß in den ältesten Fassungen die roheste, ungeschminkteste Darstellung der titanischen Konflikte zutage träte, und daß in den späteren Gestaltungen alles gemildert, verhüllt und durch Reaktionsbildungen kompensiert werde. An einzelnen Stoffen und Sagenzügen mag sich die psychologische Schichtung als zeitliche

---

[1] Alfred Jeremias, Babylonisches im N. T., p. 721.

[2] Rank, a. a. O., p. 310 ff.

[3] Hermann Schneider, Kultur und Denken der alten Ägypter (Leipzig 1907), bei Rank, p. 309.

[4] R. C. Boer, Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage (Halle a. S. 1906—1909), I. Bd., die ersten Abschnitte.

Aufeinanderfolge erweisen lassen; aber ich glaube bestimmt nicht, daß dies allgemein möglich ist, selbst wenn wir uns jeden Mangel an Quellen wegdenken und in diesem Punkt also ideale Verhältnisse voraussetzen. Denn der Grad der Roheit oder Milderung, in dem ein Motiv auftritt, ist zunächst nicht abhängig von der Zeit, sondern von der Gesittung — ich meine nicht Sittlichkeit — jener Volksschichte, wo es erzählt wird. Erst in zweiter Linie ergibt sich eine Abhängigkeit von der Zeit; eine zwiefache und zwiefach fragliche.

Man kann für die zeitliche Abhängigkeit erstens geltend machen, daß die Kultur, also auch die Gesittung der Menschen mit der Zeit zunehme; von den Fortschritten der Sittlichkeit sieht man besser ab, solange nicht der Beweis existiert, daß Seume unrecht hat mit seinem: »Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen«, ein Beweis, der leider durch Hunderte von Ereignissen im jetzigen Kriege weiter in die Ferne gerückt erscheint als je, so schöne Taten selbstloser Hingabe, bewundernswerter Tapferkeit auch den Scheußlichkeiten entgegengestellt werden können. Bleiben wir also bei der übertünchten Höflichkeit, bei der mehr ästhetischen als ethischen Gesittung. Auch diese nimmt mit der vorschreitenden Zeit nicht durchgreifend zu, sondern eignet den gebildeteren Klassen. In breiten Schichten ist Roheit im Überfluß anzutreffen; es muß nicht Roheit des Handelns sein, die auch hinter feinen Manieren anzutreffen ist und hier durch Hypokrisie noch verschlimmert wird, sondern ich spreche augenblicklich von der Form, vom Ausdruck. Denn der herrschende oder beliebte Ton ist es ja, der auch für die Erzählungen von Mund zu Mund das zensurierende Moment abzielt. Ich wüßte nun nicht, warum jene Schichten, die mit größtem Vergnügen Flüche von nicht zu überbietender Elementargewalt oder — sit venia verbo — Reinheit des Ausdrucks im Munde führen und auch sonst ihr Freisein von brechendem Schliff dokumentieren, peinlichere Anforderungen an umlaufende Anekdoten stellen sollten als die mexikanischen Sonnenpriester oder als die Phöniker, die Babylonier, die Ägypter; ja ich könnte sogar geltend machen, daß die Mehrzahl der unter den heutigen Naturvölkern beliebten Mythen das in Rede stehende Publikum gar nicht interessieren würde, nicht weil sie zu kraß, sondern weil sie es zu wenig sind. Natürlich läßt sich die Frage nicht so leichter Hand abtun; ich will auch vorläufig nicht mehr, als zum Bewußtsein bringen, daß die Frage eben eine Frage ist.

Die zweite Abhängigkeit der Motivmilderung von der Zeit erscheint im ersten Augenblick sicherer als die vorige, weil gleichsam automatisch wirkend, einer mathematischen Formel gehorchend. Wenn die Abschleifung (Milderung) des Mythus auch nicht in jeder Volksschichte vor sich geht, weil nicht in jeder die zensurierende Macht hiezu vorhanden ist, so findet sie aber doch in einigen Schichten statt. Je älter der Mythos wird, desto mehr passiert er die verschiedenen Schichten, also die verschiedensten abschleifenden

Medien; die Form, die er schließlich annehmen muß, ist dann nicht eine mittlere, sondern die abgeschliffenste, d. h. diejenige, die den Anforderungen der peinlichsten Schichte genügt, geradeso, wie ein Sandgemenge, das mehrere Siebe passiert, nicht einen Mittelwert von Feinheit, sondern zuletzt die Feinheit des feinsten Siebes anzunehmen gezwungen ist. Dieses Argument hat nun den Mangel, zwei Dinge unberücksichtigt zu lassen. Erstens den Umstand, daß der Mythos auf dem Wege durch die verschiedenen Schichten sich ganz einfach in mehrere Versionen zerteilt, die man etwa den Rückständen vergleichen kann, die in den verschiedenen Sieben, je nach ihrer Beschaffenheit verbleiben. Zweitens die Tatsache, daß nicht nur Milderungen, sondern auch Vergröberungen des Mythus vorkommen, wenn nämlich ein Stoff in eine Schichte dringt, wo man stärkere Darstellungen liebt — ein Prozeß, der nicht einmal auf den Übergang ins primitivere oder niedrigere Milieu beschränkt ist, sondern sogar mit der fortschreitenden Kultur Hand in Hand gehen kann, insofern sich das Sensationsbedürfnis steigert.

Diese Bemerkungen haben nicht den Zweck, die psychoanalytische Anschauung von den Verdrängungsschichten und Reaktionsbildungen zu entkräften. Sie sollen nur diesen Begriffen ihre richtige Anwendung wahren, die sie verlangen. Wer das Verdrängungsschema historisch projizieren wollte, in dem Glauben, die psychologische (Verdrängungs- und Verfeinerungs-) Entwicklung irgendwelcher Mytheninhalte entspreche immer der zeitlichen Folge, der beginge eine Art von Überdeckungsfehler[1]. Ranks Ausführungen über das Zerstückelungsmotiv werden von diesen Bedenken wohl kaum getroffen. Ich möchte im Gegenteil einiges zu ihrer Unterstützung anführen. Zunächst seien einige Varianten des Set-Horus-Kampfes eingeschaltet, welche zeigen, wie für die Entmannung die Enthauptung oder ein sonstiges Ersatzbild eintreten kann. Das Ausreißen eines Körpergliedes (Arm etc.) = Zerstückelung = Entmannung[2], spricht nicht bloß Rank auf Grund psychoanalytischer Erwägungen aus, sondern wird durch die Mythenvergleichungen selbst erwiesen, wie es sich z. B. klar bei Stucken[3] ergibt. Ich erinnere daran, daß die Galli, die Attis-Priester, die Selbstentmannung durch Ritzen des Armes markierten.

Bei Naville[4] heißt es im zweiten Horus-Mythos von Edfu: ». . . Horus Behedti kämpfte mit ihm (Set) um Mittag und schleuderte

[1] Silberer, Probleme der Mystik (Wien 1914), p. 161.

[2] Die mythologisch angewendeten Gleichheitszeichen bedeuten bekanntlich nicht absolute Gleichheit, sondern Zusammengehörigkeit, häufige Vertretung des einen Gliedes durch das andere.

[3] Eduard Stucken, Astralmythen (Leipzig 1907), p. 436, 443, 479, 638 f.

[4] Naville, Mythe d'Horus (Genêve-Bâle 1870), unpublizierte Bearbeitung von H. Junker, zitiert in RLM (= Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, herausgegeben von W. H. Roscher, Leipzig) IV, Sp. 761 ff. — Dieser Mythos = Naville p. 12—21.

den Speer gegen ihn und vernichtete ihn am Erdboden an diesem Orte. Horus Behedti kam und brachte den Feind, dessen Fessel an seinem Halse lag . . . Re sagte zu Thot: Gib die Genossen des Set der Isis und ihrem Sohne Horus, sie sollen mit ihnen tun alles, was ihr Herz begehrt. Da schnitt Horus, Sohn der Isis, den Kopf seines Feindes und seiner Genossen ab . . .« Wichtig ist vielleicht auch eine dort eingeschobene Variante, wo sich Set in eine Schlange verwandelt: »Horus Behedti und Horus Sohn der Isis in Gestalt von Männern mit Falkenkopf töten gemeinsam »diesen elenden Feind und seine Genossen«. Da verwandelte Set sich in eine Schlange, indem er brüllte, er drang ungesehen in die Erde ein an diesem Orte. Re sprach: »Der Böse hat seine Gestalt verwandelt in die einer Schlange, indem er brüllte, setze Horus Sohn der Isis als Stab mit Falkenkopf oben auf ihn, damit er gar nicht wieder herauskomme . . .« Eine der folgenden[1] Erzählungen berichtet: »Set Sohn der Nut nahm die Gestalt eines roten Nilpferdes an und ging nach Elephantine. Horus Sohn der Isis folgte ihm mit Hilfe eines starken Nordwindes, erreichte ihn bei Edfu und warf seine Harpunen gegen ihn. Als der erste Speer die Nase des Nilpferdes zerrissen hatte, floh Set . . .« In einem anderen Stücke[2] ist Horus (»nur so genannt«) der Herr von Oberägypten und dem Delta, der auf dem Throne seines Vaters Osiris saß und in dessen Gefolge alle Götter und Göttinnen waren. »Er fand (den Set), der sich in einen roten Stier verwandelt hatte. Sie kämpften, Horus brachte ihn zu Fall und schnitt seinen Schenkel ab.«

Einen Ansatz von Rivalität (zwischen Vater und Sohn?) um das Weib, beziehungsweise in den Ansprüchen an dessen ungeteilte Liebe scheint ein älterer[3] Mythos zu enthalten, der in der Anmerkung des mythologischen Kalenders Pap. Sallier IV[4] zum 26. Thot steckt: »Sehr schlecht! An diesem Tage kämpfte Horus mit Set, einer schlug den anderen. Die beiden Männer waren einander auf den Fersen, da verwandelten sie sich in Nilpferde . . . In dieser Art verbrachten sie drei Tage und drei Nächte. Da ließ Isis (eine) ihrer Waffen niedergehen, und sie fiel auf Horus. Da schrie er in lautem Klagen: »Ich bin (dein) Sohn Horus!« Isis rief der Waffe zu: »Was sich löst, löst sich von meinem Sohne Horus«. — Dann ließ Isis die andere Waffe niedergehen und auf ihren Bruder Set fallen. Da schrie er in lautem Klagen: ». . .« Sie rief der Waffe zu: (»Bleibe, was bleibt!«). Da rief er ihr oftmals zu: »(Wer möchte oder ähnliches) gegen einen Bruder von seiner Mutter freveln?« Ihr Herz wurde sehr betrübt, und sie rief der Waffe zu: »Was sich löst, löst sich! siehe er ist mein Bruder von meiner

---

[1] Naville, p. 22—23.
[2] Naville, p. 24.
[3] RLM IV. 759.
[4] Ed. Chabas, Calendrier des jours fastes et néfastes. — RLM 760.

Mutter!« Die Waffe löste sich von ihm. Die beiden Männer erhoben sich und wandten sich voneinander ab. Da ergrimmte die Majestät des Horus gegen seine Mutter Isis wie der oberägyptische Leopard. Da floh sie vor ihm an diesem Tage, an dem der Kampf gegen den Unhold (Set) befohlen war. Da schnitt er den Kopf der Isis ab . . .«

Ähnlichkeiten mit dieser Schilderung enthält das 19. Kapitel Plutarch (de Is. et Os.), das auch wegen eines andern Zuges, der Zerstückelung einer Schlange, interessant ist: Osiris erscheint aus der Unterwelt und bereitet Horus zum Rachekampf vor. Dem Horus schließen sich verschiedene Genossen an; und zwar »soll auch Thueris, das Kebsweib des Typhon (Set), sich Horus angeschlossen haben, als dieser eine Schlange, welche sie verfolgte, in Stücke gehauen hatte, weshalb noch jetzt die Ägypter ein Seil in die Mitte werfen und es zerstückeln«. Der Kampf Set-Horus dauert viele Tage, bis Horus die Oberhand gewinnt; der Sieger übergibt den Set gebunden der Isis. Diese nimmt Set nicht das Leben, sondern befreit ihn. Horus, darob erzürnt, reißt seiner Mutter das Diadem vom Haupte, an dessen Stelle ihr dann Hermes (Thot) den rindsköpfigen Helm aufsetzt. — Sehen wir die Schlange, die der Held zerstückelt als den väterlichen Phallos an, so haben wir nicht nur den geforderten psychologischen Urtypus der Kastration, sondern diese verbindet sich hier noch mit dem Motiv der Rettung der Mutter vor dem Vater, welches der Psychoanalyse bekanntlich durch den sogenannten »Familienroman« der Psychoneurotiker erschlossen wurde.

Für die Auffassung der Zerstückelung als Kastration läßt Rank auch den Umstand sprechen, daß bei dem nachher Wiederbelebten häufig ein Glied fehlt oder sonst etwas am Leibe nicht in Ordnung ist.

Er bemerkt ferner, daß die Zerstückelungsmythen vorwiegend das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern betreffen, wenn auch manchmal durch sekundäre Einflüsse die ursprüngliche Konstellation verschoben erscheint[1]. Betreffs der »Ursprünglichkeit« halte man meine oben mitgeteilten Einschränkungen im Gedächtnis. Im übrigen konnte ich mich[2] Rank gelegentlich der Untersuchung eines typischen Beispieles anschließen. Nebenbei war dort von Medeia die Rede und von ihren Zerstückelungs- und Verjüngungskünsten. Auch Rank weist auf Medeia, bezw. Pelias hin[3], doch läßt er sich, wie mir scheint, gerade hier eine sehr hübsche Stütze für den Zusammenhang der Zerstückelung mit dem Vater-Sohn-Konflikt entgehen. Ich will versuchen, das Unterlassene beizubringen, wobei ich mich vornehmlich an RLM III. 2458 ff. halte.

---

[1] Otto Rank, a. a. O., p. 313.
[2] In meinen Problemen d. Myst.
[3] A. a. O.

Phrixos, Sohn des Königs Athamas und der Nephele, wird von seinem Vater dem Zeus Laphystios geopfert. Nach H. D. Müller (der die Sage, beiläufig gesagt, naturmythologisch deutet und den Phrixos die olympische, d. h. die lebenspendende Phase des achäischen Zeus nennt, während Athamas die chthonische, vernichtende Phase desselben wäre) bringt Phrixos (von φρίσσω, ich schaudere), den Begriff des Wehrlosen, Furchtsamen gegenüber der vernichtenden Gewalt zum Ausdruck. Nach O. Gruppe[1] hat man an kultische Widderopfer an der Höhle des Trophonius zu denken, und an Regenzauber. Das Opfer findet der Dürre des Landes wegen statt. Wahrscheinlich hatte ursprünglich der Gott, als große Trockenheit herrschte, dem Athamas geboten, den Phrixos zu opfern, was der König von seinem Sohn verstand; aber die mildere Gottheit ließ die Wolke — der Mythos nennt sie auch (Nephele) Gemahlin des Athamas — erscheinen, als ein φριξός, ein wolliger Widder, zur Sühne gefallen war. Ablösung des Menschenopfers durch ein Tieropfer, wie bei Isaak. Pausanias (9, 34, 5) gibt an: Als Athamas dem Zeus auf dem Berge Laphystion bei Koroneia den Phrixos und die Helle opfern wollte, sandte Zeus den Kindern einen Widder mit goldenem Vließ, und sie entflohen auf dem Widder. Anderweitig[2] heißt es, Nephele (NB.) habe, als das Opfer vollzogen werden sollte, den Phrixos und die Helle entführt und ihnen einen goldvließigen Widder gegeben, den sie von Hermes bekommen. — Der Widder trug die Kinder durch die Luft über Land und Meer. Unterwegs fiel Helle in die See (Hellespont), Phrixos gelangte nach Kolchis. — Bei Apollodoros und Zenobios (4, 38) heiratet Athamas nach Nepheles Tod die Ino. Einen ursprünglicheren Eindruck macht es, wenn bei Apostolius (11, 58) Athamas die Göttin Nephele entläßt und sich mit einer Sterblichen, Ino, vermählt. Nephele (Wolke) fliegt in den Himmel und bestraft Athamas durch Dürre des Landes. Apollon wird befragt. Ino besticht die Boten, so daß sie aussagen, die Kinder der Nephele sind zu opfern. Athamas läßt die Kinder von den Herden holen. Ein Widder warnt sie mit menschlicher Stimme und rettet sie. Daß Ino den Kindern nach dem Leben trachtet, wird auch noch in anderen Versionen erzählt.

Es bedarf kaum des naturmythologischen Hinweises, daß Goldener Widder = Wolke = Nephele, um auch psychologisch zu erkennen, daß der Widder mit der menschlichen Stimme der Gegensatz zum Stiefmuttertypus Ino, also Repräsentant der lieben Mutter ist. Die Trennung des Königs Athamas von der Göttin Nephele und sein Übergang zur Sterblichen (es heißt auch, er selbst sei unsterblich gewesen und sterblich geworden) erinnert um so mehr an

[1] O. Gruppe, Hdb. d. Griech. Mythologie u. Religionsgeschichte (München 1906) I. Bd., p. 78 f.

[2] Z. B. bei Apollodoros, Bibl. 1, 9, 1.

das Motiv der Trennung der Ureltern[1], als man den Athamas als die zerstörende Gottheit charakterisiert fand; ihr steht in dem Sohn die das Wachstum der Natur hervorbringende entgegen. In Athamas-Phrixos hat man den typischen Vater-Sohn-Konflikt. Daß sich der milde Gott auf die Seite des Sohnes stellt (Tier als Ersatz des Menschenopfers), mag mit einigen hübschen Stellen eines Aufsatzes von Lou Andreas-Salomé[2] zusammengehalten werden:

»Allmacht und Allgegenwart des Gottes drücken schon dem Kinde naiv dessen eigene Lebenszuversicht aus . . . und nur deshalb ist auch unsichtbares Spielzeug als wirklich vorhandenes legitimiert und nur deshalb die göttliche Nachsicht so selbstverständlich . . . Bei alledem gab es einen dunklen Punkt in dieser Sachlage, der für mich der hellste war. Gott erwies sich nämlich als Gott ganz besonders dadurch, daß er nicht nur meine Wünsche erfüllte, sondern die meiner Eltern in bezug auf mich unerfüllt ließ: er erwies sich als mein ganz alleiniger Spezialgott dadurch, daß er ein Gott der Opposition war — eine Partei bildend mit dem Kinde gegenüber allen Erwachsenen mit ihren fremdartigen Begriffen und Interessen und ihrer Leidenschaft für Pädagogik . . . Der Gott, der ins Verborgene sieht, mußte wohl auch ein rot angelaufenes Gesäßchen bemerken. Befand ich mich dann gerade in edelmütiger Stimmung — doch das war leider durchaus nicht immer der Fall — so ersuchte ich ihn, meinen Eltern diesen kleinen Exzeß nicht weiter übel zu deuten; sonst jedoch besah ich mir tagsdarauf ganz unwillkürlich die laufenden Vorkommnisse daraufhin, ob sie nicht ein paar milde Gottesrügen in meiner Sache enthielten.« — Athamas wird, nebenbei bemerkt, für sein grausames Beginnen bestraft. Die Götter zürnen ihm und seinem Geschlecht.

Bei der lieben Mutter hat Phrixos eine Konkurrentin, Helle. Diese fällt pünktlich ins Meer = Unterwelt[3].

Das Ganze wird noch viel heller beleuchtet durch eine Version bei Hyginus[4]: Demodike, Gemahlin des Kretheus, liebte den Phrixos, den Sohn des Athamas. Weil ihr dieser nicht den Willen

---

[1] E. Stucken, Astralm., p. 571. — Die psychologische Bedeutung des Motivs hat Dr. Emil Lorenz, Das Titanen-Motiv in der allgemeinen Mythologie, Imago II., p. 22 ff., eingehend gewürdigt.

[2] Lou Andreas-Salomé, Von frühem Gottesdienst. (Imago II. Bd., p. 457).

[3] Nach Stucken ist allerdings das Ertrinken der Helle im Meer eine Verwechslung und so aufzufassen, daß ursprünglich bei der »magischen Flucht« Phrixos und Helle einen Krug warfen, wodurch ein See entstand, in welchem der die Fliehenden verfolgende Menschenfresser (hier die Stiefmutter) ertrank. Damit stimmt allenfalls eine Version der Sage vom rasenden Athamas überein (RLM I/1 669 ff.). Nach Apollodoros wird Athamas durch den Zorn der Hera seiner von Ino geborenen Söhne beraubt: im Wahnsinn tötet er den Learchos, während sich Ino mit Melikertes ins Meer stürzt.

[4] Hyginus, Poet. astr., 2.20, nach unbekannter Quelle (Accius?).

tat, beschuldigte sie ihn bei Kretheus, er habe sich an ihr vergreifen wollen (Potiphar-Motiv). Kretheus überredete den Athamas, den Phrixos zu opfern. Nubes (Nephele) aber trat dazwischen, setzte Phrixos und Helle auf einen Widder und brachte sie in Sicherheit. Nun kann man ahnen, weshalb Phrixos getötet werden soll, Nephele »entlassen« wird. Man darf vermuten, daß das Paar Kretheus-Demodike das andere Paar Athamas-Nephele vertritt. Ich bemerke noch den wichtigen Umstand, daß Kretheus ein Bruder des Athamas ist und daß Pindaros Demodike die Stiefmutter des Phrixos nennt. Phrixos liebt also wohl seine Mutter, wofür die Base nur als Abschwächung steht, und trennt das Urelternpaar, wobei sich Nephele etwa wie in der ägyptischen Kosmogonie Tafnouît in die Höhe erhebt; auch sie ist ja eine Himmelsgöttin, wenn auch bloß eine meteorische. Nephele und Phrixos werden von Athamas gleichsam getötet; die gezwungene Reise übers Meer ist damit gleichwertig. Wie dem immer sein mag: jedenfalls erscheint Phrixos (junge Generation) als Ehestörer (der alten Generation). Und solches deutet nach der Ansicht der Psychoanalyse, die hier mit so manchem modernen Mythologen übereinstimmt, zumeist auf Inzest.

Der Widder wird schließlich in Kolchis dem Zeus Phyxios geopfert; das Vließ erhält Aietes, der es an eine Eiche im Haine des Ares hängt. Der Widder erlebt also das Schicksal des Phrixos selbst und ist in dieser Beziehung als eine Abspaltung des Phrixos aufzufassen. Er wird also geschlachtet, zerstückelt. (Kastration als Inzeststrafe?) Hyginus führt aus Eratosthenes an, daß der Widder sich selbst sein goldenes Fell abgezogen und es dem Phrixos zum Andenken gegeben habe, bevor er zum Sternbilde geworden sei. Die Situation des zerstückelten Widders (Phrixos) an der Eiche zeigt das häufig wiederkehrende Zusammensein des Zerstückelten mit einem Baum.

Kretheus, der Bruder des Athamas, gründet Iolkos und zeugt mit Tyro, der Tochter des Salmoneus, den Aison und andere Söhne. Vorher hatte Tyro dem Poseidon nebst einem anderen Sohn den Pelias geboren. Aison wäre der rechtmäßige Nachfolger des Kretheus in der Herrschaft von Iolkos in Thessalien gewesen, er wird aber von seinem Halbbruder Pelias verdrängt. Aison zeugt mit der Polymede den Iason[1]. Dieser wird auf dem Pelion von Cheiron erzogen. Er begibt sich nach Iolkos, um von Pelias die Übertragung der Herrschaft zu verlangen. (Nach anderen Versionen gelangt er nur zufällig dahin, und zwar zu einem Poseidon-Opfer.) Auf dem Weg nach Iolkos trifft er (nach einigen Versionen) an einem Fluß Hera in Gestalt einer alten Frau an, die ihn bittet, sie über den Fluß zu tragen. Er verliert den linken Schuh, indem dieser im Schlamm stecken bleibt. So gelangt er zu Pelias. Diesem ist geweissagt worden, er solle sich vor dem Einschuhigen hüten.

[1] RLM II, Spalte 63ff.

Pelias zeigt sich geneigt, ihm die Herrschaft von Iolkos zu übertragen, falls er vorher die Seele des Phrixos[1] und das goldne Vließ des Widders aus dem Lande des Aietes nach Thessalien zurückbringen würde; er sucht ihn auf diese Weise ins Verderben zu stürzen. Nach einer anderen Darstellung fragt Pelias den Iason, was dieser wohl demjenigen machen würde, der ihm als Mörder angekündigt wäre. Auf Eingebung der dem Pelias feindlich gesinnten Here, antwortet darauf Iason selbst, er würde ihn aussenden, um das goldene Vließ wieder nach Thessalien zu bringen. Es folgt der Argonautenzug. Mit der Hilfe von Medeia gewinnt Iason auf die wohlbekannte Weise das Vließ. (Nur nebenher sei darauf hingedeutet, daß der Drachen als ein Vollzugsorgan des Willens von Aietes — einer Vaterfigur — erscheint, und daß der Drachenkämpfer Iason die Tochter Medeia gewinnt, welche, durch die von der kyprischen Göttin gesandten Iynx verführt, »die Ehrfurcht vor den Eltern vergißt«, aus des Aietes Haus zu Iason flüchtet und ihm ihre Hilfe gewährt.) Iason kehrt mit Medeia und dem Widdervließ nach Iolkos zurück. Er führt also als Sieger die Fahrt, die Phrixos als Unterdrückter mit seiner Schwester Helle gemacht hatte, jetzt mit der gewonnenen Jungfrau in umgekehrter Richtung aus. (Damit die Analogie vollständig sei, fällt auch diesmal jemand ins Meer. Medeia zerstückelt nämlich ihren Bruder und wirft ihn ins Meer. Daß Iason-Medeia eine Verdoppelung des Paares Phrixos-Helle bedeutet, erschließt Stucken aus seinen Motivgleichungen.) In dem siegreichen Iason tritt uns also der wieder ins Leben getretene Phrixos entgegen. In Iolkos bewirkt Medeia auf Eingebung der Here, daß Pelias getötet wird. Einige wissen von Gifttränken zu erzählen, andere berichten von einer Zerstückelung. Medeia beredet die Töchter des Pelias, ihren Vater zu verjüngen. Dies solle auf die Weise geschehen, daß man ihn zerstückelt und in einem Kessel kocht. Den zweifelnden Mädchen macht sie das Kunststück mit Böcken vor. Pelias wird dann von seinen Töchtern zerstückelt, Iason und Medeia herrschen in Iolkos.

Es wird nun ziemlich klar, daß der Herrschaftsantritt des Iason in Iolkos genau der Beseitigung des Phrixos als Vergeltung entspricht; ebenso natürlich die Zerstückelung des Pelias der Zerstückelung (Schlachtopfer) des Phrixos (und des ihm in dieser Beziehung gleichen Widders). Man hat hier einfach die beiden Pole des Vater-Sohn-Konfliktes. Ein besonders feiner Zug ist es, wenn in der einen Version der (unbewußt) die Herrschaft anstrebende Iason dem Pelias auf dessen Frage selbst antwortet, daß er den bedrohlichen Menschen nach Kolchis um das Vließ schicken würde. Es ist, als ob er die Antwort gäbe: »Laß dir die Herrschaft von ihm nehmen und dich töten. Willst du an mir wie Athamas an Phrixos handeln

[1] Dieser Zug bei Pindaros, Pyth. 4. 159ff.

(mich loswerden), so will ich an dir Phrixos rächen!« Die Vergeltung geschieht dann wirklich.

Es wäre sicherlich recht interessant, nun auch den Argonautenzug mit seinen Hauptabenteuern zu beleuchten und dabei den mütterlichen Charakter der Argo — vielleicht auch in gewissen Zügen der Medeia — deutlich zu machen. Diesmal kann ich mich jedoch nicht darauf einlassen, denn es würde den Zusammenhang zerreißen. Am Zerstückelungsmotiv festhaltend, will ich jetzt der Wiederbelebung im Sinne Ranks gedenken. Er bemerkt[1], »daß das innig zur Zerstückelung gehörige Motiv der Wiederbelebung nicht nur . . . sekundär die ursprüngliche Tötung kompensieren soll, sondern daß sich auch hinter der Wiederbelebung die Belebung, d. i. die Geburt, zu verbergen scheint . . . Die Vorstellung, daß der Mensch . . . bei der Zeugung oder Geburt aus einzelnen Stücken zusammengesetzt wird, hat nicht nur in typischen allgemein-menschlichen Sexualtheorien der Kinder Ausdruck gefunden, sondern auch in zahlreichen Schwänken (z. B. Balzac, Contes Drolatiques) und mythischen Überlieferungen«.

Mit dem »sekundären Kompensieren« der Tötung stimmt recht gut, was Wundt[2] über eine jedenfalls sehr alte Quelle des Motivs der tierischen Wiederbelebung mitteilt. Er führt zuerst nach Dorsey einige Büffelzeremonien an, auf welche die Tiere kommen und sich anbieten, um erlegt zu werden. Die mit den Zeremonien verbundenen rituellen Erzählungen spiegeln die Vorstellung, daß die Tiere irgend einmal durch die Ehe von Menschen mit Büffelkühen und durch andere zauberhafte Handlungen bewogen worden seien, Jagdtiere zu werden. Das quasi freundschaftliche Verhältnis wird von dem Menschen dadurch gewahrt, daß er das Fleisch bei der Tötung der Tiere heiligt, wodurch dem Geist des Büffels die Wiederverkörperung möglich gemacht wird: Wiederbelebung.

»Wahrscheinlich ist es vor allem das bei dem Opfer vergossene Blut, das eine solche neue Verkörperung des Geistes hier möglich macht. Darauf weist deutlich eine Erzählung der Cherokesen hin, die sich in verwandten Vorstellungen bewegt, nur daß statt des Büffels der Bär das noch immer von dem Schimmer der Heiligkeit umgebene, zum Jagdwild gewordene Totemtier ist. In dieser Erzählung sagt ein Bär einem Manne, der in seine Höhle gekommen ist, am nächsten Tag würden Jäger kommen, sie würden ihn, den Bären, töten und sein Fleisch zerschneiden. Dann solle der Mann das ausfließende Blut mit Blättern bedecken. So geschah es, und als der Mann mit den Jägern die Höhle verließ, sah er noch, wie der Bär wieder lebendig unter den Blättern hervorkam. Wir sehen uns hier mitten hinein versetzt in jene Gedankenverbindungen, durch die dem Jagdtier seine heilige Bedeutung gewahrt bleibt, während es doch zugleich ein Nutztier geworden ist. Zugleich wirft aber die Wiedererstehung des Tieres aus seinem Blute ein bezeichnendes Licht auf den

[1] A. a. O., S. 313.

[2] Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie, II. Bd., 3. Teil (Leipzig 1909), S. 139f.

engen Zusammenhang, in dem das Blut als Opfer für das getötete und verzehrte Fleisch mit der Bedeutung des Blutes als eines Trägers der Seele steht. Dabei ist es unverkennbar bei diesen noch in totemistische Vorstellungen hineinreichenden Opferriten das geschlachtete, aber heilig gehaltene Tier selbst, dem geopfert wird, und der Sinn dieses primitiven Opfers besteht wesentlich in der von der Blutseele ausgehenden Wiederbelebung des Tieres. Diese geht, wie jeder für die Anschauung des Menschen unfaßbare Zaubervorgang, unsichtbar vor sich: daher das Blut des toten Bären mit Blättern bedeckt werden muß ... Was übrigens diese und ähnliche Vorstellungen immerhin verhältnismäßig lange lebendig hielt, das ist wohl der Umstand, daß sich in ihnen die erfinderische Phantasie der Indianer ein Mittel geschaffen hat, um das ererbte Gefühl heiliger Scheu vor dem einstigen Totemtier mit dem Bedürfnis, es der eigenen Lebensfristung zu opfern, ins Gleichgewicht zu bringen: die Geister der Tiere, die ins Büffellager oder in die Bärenhöhle zurückkehren, werden, wie viele glauben, wieder zu wirklichen Büffeln oder Bären, so daß diese mehrmals nacheinander geopfert und gegessen werden können, ehe sie das ihnen zugemessene Alter erreichen.«

Zu Rank's Auffassung der Wiederbelebung als Geburt paßt der Umstand, daß die gesammelten Stücke des Zerstückelten diese Prozedur in einer Hülle (die dem Mutterleib entspricht) erfahren. Daß die Hülle noch eine andere Bedeutung haben kann, ist aus den obigen Bemerkungen Wundt's ersichtlich. Über die Arten der Zerstückelung und der Wiederbelebung ließe sich an der Hand zahlreicher Beispiele noch vieles sagen; doch will ich, um mich nicht allzusehr verbreiten, mich auf eine spezielle Form beschränken deren unmittelbare Zugehörigkeit zur Zerstückelung ich bereits genügend begründet habe[1]. Diese Form ist die Mühle, in der als Rohstoff das Getreide zerkleinert wird und die das Mehl, bezw. in weiterer Folge das Brot liefert; welche beide, sowohl das Mehl als auch das Brot, dem Kinde verglichen werden. Der Backofen als Mutterleib geht uns hier nichts an; wohl aber wollen wir uns mit der Mühle beschäftigen, deren Zeugungssymbolik freilich nicht bloß auf dem Bilde des Mahlens beruht, sondern auch vom Fruchtcharakter des Kornes vieles anzieht[2].

Deutlich ist das Zerstören und Neubilden — also Zerstückelung und Wiederzusammensetzung — des Leibes in der »Altweibermühle«; alte Weiber gehen hinein und kommen jung heraus; sie werden also in der zauberischen Mühle gleichsam umgemahlen. Dem liegt die Vorstellung eines Umschaffens im Uterus zugrunde. Nork[3] schreibt: »Daß Fenja im Mythus weiblichen Geschlechts ist, muß man ihrer Beschäftigung zuschreiben, denn im Altertum, wo nur Handmühlen in Gebrauch waren, besorgten ausschließlich Frauen

---

[1] In den Probl. der Mystik.

[2] Fruchtbarkeit des Menschen und der Erde gehören seit jeher zusammen. Vgl. Albrecht Dieterich, Mutter Erde (2. Aufl. Berlin 1913).

[3] F. Nork, Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen (Stuttgart 1848), p. 301 f

dieses Geschäft . . . In der symbolischen Sprache bedeutet aber Mühle das weibliche Glied (μυλλός, wovon mulier), und der Mann ist der Müller, daher der Satiriker Petronius ‚molere mulierem' für: Beischlaf gebraucht, und Theokrit (Idyll. IV, 48) μύλλω (mahlen) in demselben Sinne. Der durch die Buhlin der Kraft beraubte Samson muß in der Mühle mahlen (Richter XVI, 21), welche Stelle der Thalmud (Sota fol. 10), wie folgt, kommentiert: Unter dem Mahlen ist immer die Sünde des Beischlafs zu verstehen. Darum standen am Feste der keuschen Vesta in Rom alle Mühlen still . . . Wie Apollo war auch Zeus ein Müller (μυλεύς Lykophron, 435), aber schwerlich ein Müller von Profession, sondern insofern er als schaffendes, lebengebendes Prinzip der Fortpflanzung der Geschöpfe vorsteht. — Ist nun erwiesen, daß jeder Mann ein Müller und jede Frau eine Mühle, woraus allein sich begreifen ließe, daß jede Vermählung eine Vermehlung . . . usw.« Vermehlung bezieht sich auf das römische »confarreatio«; bei Verlobungen pflegten die alten Römer zwei Mehlhaufen untereinander zu mischen. Bei demselben Autor[1]: Fengo ist die Personifikation des Mahlens, die Mühle (Grotti) ist sein Weib Gerutha, die Mutter des Amleth oder Hamlet. Grotti bedeutet Frau und Mühle zugleich. Greeth ist nur eine Umschreibung von Frau. Er führt an: »Herzog Ott, Ludwigs von Bayern jüngster Sohn . . . verzehrte sein Gut mit einer schönen Müllerin, namens Margareth, und wohnte im Schlosse Wolfstein . . . Diese Mühle wird noch die Grethelmühle genannt, und der Fürst Otto der Finner.« (Grimm, DS 469.) »Finner bedeutet wie Fengo den Müller (Fenja altn. die Müllerin), denn die Vermählung ist eine Vermehlung, das Kind ist das gemahlene Korn, das Mehl.« Ferner[2]: »In der Idee galt das Samenkorn gleich dem Menschenkeime. Das Weib ist die Mühle, der Mann der Müller.«

Bei dem alljährlichen Mahlfest zu Cyzinus (Priapusverehrung) mußte jedermann Hand an die Mühle legen, worin Storfer[3] sakrale Prostitution erblickt. Die Verkündigung Marias wird auch auf folgende Weise dargestellt: es wird Samen in eine Mühle gegossen, aus der unten das Jesuskind hervorkommt.

Nur nebenbei erwähne ich die Zusammengehörigkeit des Menschen-Mahlens mit dem Butter- und Feuerquirlen[4].

Aus den Grimm'schen Sammlungen[5] lassen sich leicht einige Beispiele anführen, welche die Bedeutung der Mühle noch besser erkennen lassen als die von Nork erwähnte Sage. In den »acht Brunos« (DS 571) hat man z. B. folgendes. Zu alter Zeit herrschte

[1] A. a. O., p. 303, 530.

[2] F. Nork, Die Sitten u. Gebr. d. Deutschen u. ihrer Nachbarvölker (Stuttgart 1849), p. 162.

[3] A. J. Storfer, Marias jungfräul. Mutterschaft (Berlin 1914), p. 108.

[4] Vgl. Adalbert Kuhn, Die Herabkunft des Feuers u. d. Göttertranks (Berlin 1859).

[5] Brüder Grimm, Deutsche Sagen (DS) u. Kinder- u. Hausmärchen (KHM).

Graf Gebhard mit seiner Gemahlin auf dem Hause Quernfurt in Sachsen. Diese gebar in Abwesenheit des Grafen neun Kinder auf einmal, worüber sie mit ihren Weibern heftig erschrak. Sie besorgten, ihr Herr würde schwerlich glauben, daß es mit rechten Dingen zugegangen sei, daß eine Frau auf einmal von einem Manne neun Kinder sollte haben können; sonderlich weil er zum oftermal beschwerliche Gedanken und Reden von den Weibern gehabt hatte, die zwei oder drei Kinder auf einmal zur Welt brachten, und niemand ihn überreden mochte, dieselben für ehrlich zu halten. In dieser Furcht wurde die Gräfin mit ihren Weibern eins, dieser jungen Kindlein achte heimlich beiseite zu schaffen und nur das neunte und stärkste zu behalten. Eines der Weiber empfing demnach Befehl, die acht Kinder in einem Kessel, darein man sie gelegt, fortzutragen, im Teich über der Mühle unter dem Schlosse im Kessel mit Steinen zu beschweren, zu versenken und zu ertränken . . . Des Grafen Bruder, der hl. Bruno, kam dazu, als das Weib den Befehl ausführen wollte. Er gebot Schweigen, nahm die Kinder, taufte sie bei dem Brunnen, nannte sie insgesamt mit Namen Bruno und schaffte, daß die armen Waisen untergebracht wurden, eins oder zwei in der Mühle unterm Schloß, die übrigen in der Nähe. Dort wurden die Kinder aufgezogen und später von ihren Eltern mit Freuden aufgenommen. — Man hat hier die Mühle in unmittelbarer Verbindung mit dem Kinderbrunnen und dem Kinderteich sowie mit dem Aussetzungskästchen, über dessen Geburts-Bedeutung ich mich wohl nicht erst auszulassen brauche. Das Märchen gehört übrigens einem Typus an, den Rank im Zusammenhang mit Lohengrin[1] behandelt.

Die Sage von Kaiser Heinrich III. (DS 480) erzählt: Kaiser Konrad der Franke ließ ein Gebot ausgehen: wer den Frieden bräche, dem sollte man das Haupt abschlagen. Dies Gebot brach Graf Leopold von Calw, und da der König zu Land kam, entwich Graf Leopold in den Schwarzwald in eine öde Mühle, meinte sich da zu enthalten mit seiner Hausfrau, bis daß ihm des Königs Huld wieder würde. Einesmals ritt der König ungefähr in den Wald und vor dieselbe Mühle hin. Und da ihn Leopold hörte, furchte er, der König wolle ihn suchen, und floh in das Dickicht. Seine Hausfrau ließ er in der Mühle, die konnte nirgends hin; denn es war um die Zeit, daß sie ein Kind gebären sollte. Als nun der König nah bei der Mühle war und die Frau in ihren Nöten hörte schreien, hieß er nachsehen, was der Frauen gebräche. In den Dingen hörte der König eine Stimme, die sprach: »Auf diese Stunde ist ein Kind hier geboren, das wird dein Tochtermann!« Konrad erschrak, denn er wußte anders nicht, denn daß die Frau eine Bäuerin wäre; und dachte, wie er dem zuvorkommen möchte, daß seine Tochter keinem Bauern zuteil würde. Und schickte zwei seiner Diener in die Mühle, daß sie das neu-

[1] Dr. Otto Rank, Die Lohengrinsage (Wien 1911).

geborne Kind töteten und zu dessen Sicherheit ihm des Kindes Herz brächten. Die Diener schonten das Kind und brachten dem Kaiser eines Hasen Herz. Das ausgesetzte Kind wurde gefunden, aufgezogen; einem neuen Entledigungsversuch (Uriasbrief) entging es und wurde schließlich (Briefvertauschung) wirklich des Kaisers Tochtermann. Als König Heinrich stiftete er nachmals ein Kloster an die Statt der Mühle, darin er geboren worden war.

Die märchenhafte Grundlage der Sage findet sich im »Teufel mit den drei goldenen Haaren« (KHM 29). Es war einmal eine arme Frau, die gebar ein Söhnlein, und weil es eine Glückshaut um hatte, als es zur Welt kam, so ward ihm geweissagt, es werde im vierzehnten Jahr die Tochter des Königs zur Frau haben. Es trug sich zu, daß der König bald darauf ins Dorf kam, und niemand wußte, daß es der König war, und als er die Leute fragte, was es neues gäbe, so antworteten sie: »Es ist in diesen Tagen ein Kind mit einer Glückshaut geboren: was so einer unternimmt, das schlägt ihm zum Glück aus. Es ist ihm auch vorausgesagt, im vierzehnten Jahre solle er die Tochter des Königs zur Frau haben.« Der König, der ein böses Herz hatte und über die Weissagung sich ärgerte, ging zu den Eltern, tat ganz freundlich und sagte: »Ihr armen Leute, überlaßt mir euer Kind, ich will es versorgen.« Anfangs weigerten sie sich, da aber der fremde Mann schweres Gold dafür bot, und sie dachten: »Es ist ein Glückskind, es muß doch zu seinem Besten ausschlagen,« so willigten sie endlich ein und gaben ihm das Kind. Der König legte es in eine Schachtel und ritt damit weiter, bis er zu einem tiefen Wasser kam: da warf er die Schachtel hinein und dachte: »Von dem unerwarteten Freier habe ich meiner Tochter geholfen.« Die Schachtel aber ging nicht unter, sondern schwamm wie ein Schiffchen, und es drang auch kein Tröpfchen Wasser hinein. So schwamm sie bis zwei Meilen von des Königs Hauptstadt, wo eine Mühle war, an dessen Wehr sie hängen blieb . . . Von einem Mahlburschen gerettet, wurde das Kind von den Müllersleuten als gottgeschenkter Sohn angenommen. Einmal trat bei einem Gewitter der König in die Mühle, erfuhr von dem Findling, schöpfte Verdacht und beschloß abermals Verderben über den Jungen. Uriasbrief — Briefvertauschung — Vermählung — (nachherige) Verweigerung der Braut — Arbeiten (Höllenfahrt um die drei Goldhaare).

Bevor ich an den Mühlenkomplex der Märchen Bemerkungen knüpfe, sei noch das Wesentliche vom »jungen Riesen« (KHM 90) mitgeteilt. Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war so groß wie ein Daumen und ward gar nicht größer und wuchs in etlichen Jahren nicht ein Haar breit. Einmal wollte der Bauer ins Feld gehen und pflügen, da sagte der Kleine: »Vater, ich will mit hinaus.« »Du willst mit hinaus?« sprach der Vater, »Bleib du hier, dort bist du zu nichts nutz: du könntest mir auch verloren gehen.« Da fing der Däumling an zu weinen, und um Ruhe zu haben,

steckte ihn der Vater in die Tasche, und nahm ihn mit. Draußen auf dem Felde holte er ihn wieder heraus und setzte ihn in eine frische Furche. Wie er da so saß, kam über den Berg ein großer Riese daher. »Siehst du dort den großen Butzemann?« sagte der Vater und wollte den Kleinen schrecken, damit er artig wäre, »der kommt und holt dich«. Der Riese aber hatte mit seinen langen Beinen kaum ein paar Schritte getan, so war er bei der Furche. Er hob den kleinen Däumling mit zwei Fingern behutsam in die Höhe, betrachtete ihn und ging, ohne ein Wort zu sprechen, mit ihm fort. Der Vater stand dabei, konnte vor Schrecken keinen Laut hervorbringen und dachte nicht anders, als sein Kind für verloren, also daß ers sein Lebtag nicht wieder mit Augen sehen würde . . . Der Riese säugt und erzieht nun das Kind bei sich zu Hause einige Jahre und macht aus ihm einen Riesen. Er führt ihn dann auf den Acker zu seinem Vater zurück, der ihn nicht erkennt, lebhaft erschrickt und den vermeintlich fremden Familienzuwachs, den er kaum wieder los wird, als Plage empfindet. (Das Bisherige kann man in der Art von Laistner[1] als eine Alptraumerfahrung beim Mittagsschlaf auf dem heißen Felde ansehen. Schreckgestalt, Kindesraub, beziehungsweise Kindesvertauschung, rasche Fahrt durch die Luft, Entführung ins Lurenreich, Stummheit (vor Schreck), Ammendienst in Umkehrung, beziehungsweise Aufzucht im Lurenreich, Plagegeist. Besonders die genaue Wiederherstellung der gleichen Situation auf dem Felde nach dem mehrjährigen Aufenthalt bei dem Riesen deutet auf Traum. Dieser ist teils vom Standpunkt des Vaters, teils von dem des Sohnes gesehen.) Endlich wird der Vater den Sohn los. Der gibt sich für einen Schmiedegesellen aus, verdingt sich einem geizigen Schmied und antwortet auf dessen Frage, wie viel Lohn er haben wolle: »Gar keinen will ich haben; nur alle vierzehn Tage, wann die andern Gesellen ihren Lohn bezahlt kriegen, will ich dir zwei Streiche geben, die mußt du aushalten.« Bei der Arbeit erweist sich der Geselle als zu stark, er schlägt den Ambos in die Erde. Auf das zornige Wort des Geizigen, daß er den Gesellen nicht brauchen könne, und was der für eine Abfindung begehre, sagt der Junge: »Ich will dir nur einen ganz kleinen Streich geben«, hebt seinen Fuß auf und gibt ihm einen Tritt, daß er über vier Fuder Heu hinausfliegt. Er verdingt sich dann einem Amtmann als Großknecht; er verlange gar keinen Lohn, aber alle Jahre wolle er ihm drei Streiche geben, die müsse der Amtmann aushalten. Nach einem Jahre Dienst will der Junge seinen Lohn. Dem Amtmann wird bang vor den Streichen und bittet nach anderen Ausweichversuchen um vierzehn Tage Frist. Ein Plan zum Verderben des Großknechtes wird ausgeheckt. Dem Amtmann empfehlen nämlich seine Schreiber, er solle den Großknecht heißen in den Brunnen steigen und ihn reinigen; wenn er unten wäre, wollten sie ihm einen Mühlstein auf den Kopf werfen.

[1] Ludwig Laistner, Das Rätsel der Sphinx (Berlin 1889).

Der Plan wird ausgeführt. Als die oben meinen, den Großknecht erschlagen zu haben, ruft der bloß: »Jagt die Hühner vom Brunnen weg, die kratzen da oben im Sand und werfen mir die Körner in die Augen.« Nach beendeter Arbeit steigt er herauf und meint: »Seht einmal, ich habe doch ein schönes Halsband um« — den Mühlstein. Schließlich will der Großknecht seinen Lohn haben. Abermalige Bedenkzeit. Auf den Rat der Schreiber schickt der Amtmann den Großknecht in die verwünschte Mühle, um dort in der Nacht Korn zu mahlen. Von dort ist noch keiner lebend zurückgekommen. Der Großknecht balgt sich erfolgreich mit dem nächtlichen Spuk in der Mühle herum, erlöst so die Mühle, mahlt die verlangte Menge Korn, bringt dem Amtmann das Mehl und fordert endlich den bedungenen Lohn. Wie der Amtmann das hört, wird ihm angst und bang, der Schweiß tropft ihm herunter. »Da machte er das Fenster auf nach frischer Luft, ehe er sichs aber versah, hatte ihm der Großknecht einen Tritt gegeben, daß er durchs Fenster in die Luft hineinflog, immer fort, bis ihn niemand mehr sehen konnte. Da sprach der Großknecht zur Frau des Amtmannes: »Kommt er nicht wieder, so müßt Ihr den anderen Streich hinnehmen.« Sie rief: »Nein, nein, ich kanns nicht aushalten,« und machte das andere Fenster auf, weil ihr die Schweißtropfen die Stirne herunterliefen. Da gab er ihr einen Tritt, daß sie gleichfalls hinausflog, und da sie leichter war, noch viel höher als ihr Mann. Der Mann rief: »Komm doch zu mir,« sie aber rief: »Komm du zu mir, ich kann nicht zu dir«. Und sie schwebten da in der Luft, und konnte keins zum andern kommen, und ob sie da noch schweben, das weiß ich nicht . . .«

Nur kurz sei auf die vielleicht phallische Bedeutung jenes »Däumlings« im letzten Märchen hingewiesen, worauf die ersten gesperrten Worte meiner (getreuen) Wiedergabe bezogen werden können. Besonders wollen das Pflügen und die Ackerfurche nicht übersehen sein, ebenso wenig der Umstand, daß die nächtlichen Besucher der verwunschenen Mühle nicht lebend herauszukommen pflegen.

Mit der weiblichen oder mütterlichen Bedeutung der Mühle als Schoß des Lebens trifft jene einer Todespforte zusammen. Der Mutterleib ist eben die Schwelle zwischen Leben und Tod, Oberwelt und Unterwelt; und die meisten Symbole der Lebenspforte sind demgemäß auch solche des Tores in das Totenreich. Zerstückelung und Zeugung gehen am gleichen Ort vor sich. Der Brunnen liefert nicht nur die Kinder, er ist auch ein beliebter Vernichtungsort. Auch ist es mythisch gleich, ob man ein Kind vernichtet, indem man es in den Mutterleib (Gaia) zurückstößt, oder ob man es in einen Brunnen versenkt, oder ob man es zerstückelt der Mutter zum Mahle vorsetzt. Alle diese und ähnliche Formen sind ein Rückgängigmachen der Geburt.

Die zerstörende Tätigkeit der Mühle in diesem Sinne kann man auch in dem Zauber erblicken, den Burkhard, Bischof von

Worms, verdammt: ». . . Habt ihr nicht getan, was gewisse Frauen gewohnt sind zu tun? Sie entledigen sich ihrer Kleider, salben ihren nackten Leib mit Honig, breiten auf der Erde ein Tuch aus, worauf sie Getreide streuen, wälzen sich wiederholt darauf herum, hierauf sammeln sie sorgfältig alle Körner, die sich an ihren Leib geheftet haben, und mahlen sie auf dem Mühlstein, den sie dabei verkehrt drehen. Wenn die Körner zu Mehl gemahlen sind, so backen sie ein Brot daraus, das sie ihren Männern zu essen geben, damit sie siech werden und sterben. Wenn ihrs getan habt, so werdet ihr vierzig Tage lang bei Wasser und Brot Buße tun[1].« Töten ist das Gegenteil von Zeugen; darum wird hier die Mühle verkehrt gedreht.

In den Märchen ist die Mühle als Ort des Verderbens leicht kenntlich. In zahlreichen Varianten von KHM 90 finden sich Mühle, Brunnen[2] und Hölle beisammen[3]. Deutlich tritt in diesem Märchen der Junge als Störer der Elternehe auf, womit wir abermals den Zusammenhang unseres Motivs mit dem Inzest vorfinden. Der Bauer geht »pflügen«. Der Junge will das gleiche tun wie der Vater. Er will ein Großer sein, und größer als der Vater; er wird zum Riesen. Er verjagt den Vater vom »Pflug«, den nun er selbst mit viel größerer Macht in die Erde drückt. Im Hause der Eltern ist er nun ein rechter Störenfried. Der Vater möchte ihn gerne los werden. Der Schmied, der Amtmann sind Abspaltungen des Vaters. In dem Brunnen und in der Mühle treffen Besitz der Mutter (Inzest) und versuchte Tötung durch den Vater zusammen. Die nächtliche Arbeit in der Mühle ist wohl klar (nebenbei bemerkt, findet der Held einen gedeckten Tisch dort, woran er sichs »gut schmecken« läßt), ebenso der Schweiß von Vater und Mutter, der als Angstschweiß übrigens wieder in den Traumaspekt des Märchens more Laistner führt. Zum Schluß trennt der Junge die Eltern (Motiv der Trennung der Ureltern). Das Märchen ist übrigens bekanntlich eines der Sigfridmärchen. Der Schmied kommt auch in der Sigfridsage selbst vor, und ihm entspricht auch Reginn als Vaterfigur. Die »Erlösung« der Mühle in KHM 90 ist die Erlösung der Mutter in der Größen-

---

[1] J. A. Dulaure, Die Zeugung in Glauben, Sitten und Bräuchen der Völker. Verdeutscht und ergänzt von Friedrich S. Krauss und Karl Reiskel (Leipzig 1909), S. 100f.

[2] Dr. Hans Siuts, Jenseitsmotive im deutschen Volksmärchen (Leipzig 1911, Teutonia, 19. Heft) führt S. 50ff den Brunnen unter den Zugängen zum »unterirdischen Jenseits« an.

[3] Johannes Bolte und Georg Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (Leipzig 1914—1915), II. Bd., S. 288ff. — Eine bemerkenswerte Fassung aus Frankfurt (ebenda S. 287), »Hans ohne Bart« (!), läßt den Hans dreimal sieben Jahre von seiner Mutter säugen, dann bei einer Müllerin in Dienst treten, mit der er abmacht, wer von beiden dem andern aufkündige, solle Schläge erhalten. Da er alles Brot im Hause verzehrt, schickt sie ihn abends in die Mühle zu den Irrwischen; aber er klemmt sie unter den Mühlstein und schleift ihnen Nase und Lenden ab . . .«

phantasie des ehestörenden Jungen (Rettungsphantasie im sogenannten Familienroman). Zu dem Mühlstein als Halsband ist die Scherzfrage zu vergleichen: Hast du je einen Kranz von F-Haaren um den Hals gehabt? Antwort: Ja, bei meiner Geburt.

Der Amtmann oder Vater (KHM 90) will den Jungen los sein. Es gelingt nicht, sondern das Gegenteil geschieht schließlich. Auch zu KHM 29 sei nun ergänzend mitgeteilt, daß den König eben jenes Schicksal ereilt, das er dem Jüngling zugedacht. Während nämlich dieser aus der Unterwelt heil und mit Schätzen zurückkehrt, bleibt der habsüchtige König, der sich dort ebenfalls Schätze holen will, ewig am Totenfluß hängen.

Die Mühle zerstört (Korn) und zeugt (Mehl). Der Mythos läßt manchmal die eine, manchmal die andere Tätigkeit mehr hervortreten. Im Popol Wuḥ, der mytischen Geschichte des Kičevolkes von Guatemala, kwirnt Šmukane Menschen[1]. Die Götter bilden den Menschen aus Erde. Aber er ist ohne Zusammenhalt und kann nicht hinter sich schauen. Er spricht, aber er versteht nichts. Die Götter zerstören diesen Menschen, schnitzen einen anderen aus Holz, und auf ihre Bitte geben ihm Spijakok und Čiraqan Šmukane aus der Verbindung von Mais und Cite Leben. Diese Verbindung erfolgte aller Wahrscheinlichkeit nach durch Mahlen[2]. — Anderseits beteiligen sich Mühlsteine an der Zerstörung der Holzmenschen, die vernichtet werden sollen, »weil sie nicht an ihre Mutter und ihren Vater gedacht hatten, an das Herz des Himmels mit Namen Ḥuraqan«. Die Mühlsteine sagten zu diesen Holzmenschen: »Wir wurden von euch gemartert. Tag für Tag, in der Finsternis wie bei Lichte: immer riefen unsere Flächen euretwegen ḥoli ḥoli, ḥuki ḥuki. Das war unsere Frohne an euch. Jetzt, da ihr aufhöret Menschen zu sein, werdet ihr unsere Kraft fühlen. Wir werden euer Fleisch mahlen und zu Mehl machen[3].« Wieder an anderer Stelle des Popol Wuḥ bereitet die Mühle das Wiederaufleben vor. Zwei Brüder, Ḥun Aḥpu und Šbalanke, die sich bei den Šibalbanern gewissen Proben unterziehen müssen, sollen getötet werden. Sie beauftragen die beiden Wahrsager der Šibalbaner, Šulu und Pakam, den Königen zu raten, ihre Knochen solle man wie Mais auf einem Steine zu Mehl mahlen und in den Fluß werfen, wo der Wasserschwall hinabstürzt. Unterdessen hat man den Scheiterhaufen gleich einer Grube errichtet und Zweige darüber gelegt. Trinken wir hier unser Bräu . . . sagte Ḥun Kame, der Herrscher von Šibalba. Hört auf, uns so zu verhöhnen. Dann besteigen sie, einander umarmend, den Scheiterhaufen und sterben. Der Staub ihrer Gebeine wird in den Fluß geworfen, und in der Tiefe des Wassers werden sie wieder zu Jünglingen, schöner als zuvor. Am fünften Tage er-

---

[1] Wolfgang Schultz, Einleitung in das Popol Wuḥ (Leipzig 1913), S. 86.
[2] A. a. O., S. 41.
[3] Noah Elieser Pohorilles, Das Popol Wuḥ (Leipzig 1913), S. 8f.

scheinen sie wieder . . . (Man hat hier bekannte Züge beieinander: Zerstückelung, Mühle, Grube, Zudecken mit Zweigen, belebendes Trinken?, Geburt aus dem Wasser.) Die Brüder köpfen dann nach vorausgegangener Trugheilung eines Hundes und zweier Menschen (Medeiens Böcke vor den Peliastöchtern) die Könige von Šibalba, ohne sie wiederzubeleben. Nun nennen die Brüder ihre Namen und geben sich als Rächer ihrer Väter (Reaktionsbildung?) zu erkennen. Sie schränken die Macht der Šibalbaner ein und begeben sich nach der Aschenstätte, um ihre Väter zu bestatten (wichtig). »Dies ist das Begräbnis ihrer Väter durch sie (nämlich das Begräbnis des Wuqub Ḥun aḥpu). Man ging sie bestatten in Pukbal čaḥ Jawohl, man wollte seine Maske[1] gestalten. Man suchte also dort seinen Namen, seinen ganzen Mund, seine Nase, seine Gebeine, sein Gesicht. Man fand zuerst seinen Namen (Phallos?) und nur wenig mehr[2]«.

Über die Beziehungen zwischen Mühle, Feuerzeug, Schmiede und Ackerfurche (vgl. KHM 90) muß ich noch einige Bemerkungen des soeben zitierten W. Schulz erwähnen[3]. Im Egerlande singt man:

Wenn i huimgei, gei-w-i glei
Und gei-w-i huim z'mein wei,
Und mei wei, dei hot a mühl,
Dou kuar i afschiden, wenn i wüll.

Vor dem Tanze:

Moidl, wou host dein krikerskrakers,
Moidl, wou host dein fairzaich?
Underm kidd'l do finkeltsfackelts,
Underm hemd do find't man's gleich.

Bei vielen Verrichtungen, wie Mahlen, Spinnen, Weben laufen kosmologische und sexuelle Deutung nebeneinander; die Deutung ist aber »immer eigentlich nach beiden Seiten hin schimmernd«. »Der weibliche Geschlechtsteil galt als Garten, der männliche als Gärtner, der weibliche als Ackerfurche, der männliche als Pflug. Die Axt des Zimmermannes . . . gehört auch hieher, nicht minder aber der Hammer des Schmiedes . . . In der Erzählung vom junggelühten[4] Männlein bei Grimm (KHM 147) könnte das Hämmern auch auf die Zeugung bezogen werden.« Mühle und Schmiede »unterscheiden sich ihrem Symbolwerte nach nicht wesentlich«, und die Schmiede

[1] Aus der Asche des Toten machte man mit Gummi eine Statuette, der man die Maske, die Züge des Verstorbenen tragend, aufsetzte. Pohorilles, a. a. O., p. 63, nach Brasseur.

[2] Schultz, a. a. O., p. 61f.; Pohorilles, a. a. O., p. 57ff. — Die Parenthesen rühren von mir her, doch ist die Vermutung »Phallos« von Schultz.

[3] Wolfgang Schultz, Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise. II. Teil, Erläuterungen (Leipzig 1912), S. 109ff.

[4] Entspricht dem Zerstückeln und Wiederzusammensetzen. Schultz vergleicht es mit dem Jungbrauen (Medeia) oder Jungbrunnen und dem Jungmahlen (Altweibermühle, Teufelsmühle).

stellt sich von gewissen Gesichtspunkten aus dar, »als jüngerer Ersatz des Backofens[1], der Mühle oder des Rauschtrankkessels[2], der auch häufig als Becken aufzutreten pflegt«. Man könnte die Mühle wohl auch in eine Linie stellen mit der Hülle (Kochgefäß, Fell etc.), worin die Wiederbelebung des Zerstückelten geschieht.

Die Begebenheiten aus dem Popol Wuḥ und einige Züge anderer mitgeteilter Mythenstücke führen zu einer neuen Seite der Zerstückelung und Wiederbelebung; nämlich zur Verbesserung oder verbesserten Neuschöpfung. So wie aus dem Phallos des getöteten Osiris ein neues Weltzeitalter entsteht und wie auch sonst häufig in Kosmogonien eine Zerstörung der verbesserten Schöpfung vorausgeht, so ersteht auch der zerstückelte Märchenheld häufig in verschönter und verjüngter Gestalt auf (vgl. Altweibermühle). In dem Zerstückeln und Wiederbeleben erscheint hier die Naturerkenntnis »corruptio unius est generatio alterius«, die samt dem Zerstückelungsmotiv auch in der Alchemie[3] und ihrer Symbolik viel zu schaffen hat, also in einer naturphilosophischen Richtung, die gerade auf das Verbessern hinzielt. Inwiefern Zerstückeln und Verbessern bei der alchemistischen Herstellung des Homunculus in Betracht kommen, habe ich bereits gezeigt[4]. Die weitere Verfolgung des Zerstückelungsmotivs nach dieser wichtigen Seite hin — und auch andere Wege sind noch offen — fällt nicht mehr in mein heutiges Vornehmen, das sich hauptsächlich an die um den Inzest gruppierten Erscheinungsformen und Deutungszüge hielt, ohne übrigens diese Formen etwa zu erschöpfen.

Mit Rücksicht auf diese fragmentarische Beschaffenheit meiner Betrachtung will ich zum Schlusse wenigstens in Schlagworten noch jene Motive angeben, in die sich das Zerstückelungsmotiv am unmittelbarsten zu erstrecken scheint, wo sich also die Anknüpfungen zu seiner weiteren Verfolgung leicht finden:

Zerstörung des Alten, Verwesung etc. und Bildung neuer Wesen, Welten. — Verschlingen, Ausspeien. — Baum aus dem Grab. — Wandelverfolgung (der Verfolgte zerteilt sich zum Schluß, und ein Teil wird von einem Weib verschluckt, das schwanger wird). — Thyestesmahl. — Enthauptung etc. — Kochen. — Gefäß (Hülle, Aussetzungskästchen etc.). — Stückweises Erscheinen von Unholden. — Stufenweise Belebung. — Wanderndes und verstecktes Herz. — Singender Knochen.

[1] Vgl. Dr. Richard Kühnau, Die Bedeutung des Backens und des Brotes (Gymnasialbericht, Patschkau 1900), p. 23 Anmerkung: »Die Wanne ist Symbol der Fruchtbarkeit. Ein mythischer Zusammenhang besteht zwischen Baumstamm, Schiff, Wiege, Wanne, Backtrog — und Sarg.« Vgl. Herbert Silberer, Spermatozoenträume (Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen IV. Bd. = 1912).

[2] Der Rauschtrank wird bekanntlich gekwirnt. Erzeugung des Feuers, des Rauschtrankes und des Menschen gehören zusammen. Vgl. A. Kuhn, a. a. O.

[3] Herbert Silberer, Probleme etc.

[4] Derselbe, Homunculus (Imago 1914, 1. Heft).

□ □ □

Sexualvorbilder bei einfachen Erfindungen.

Von Dr. phil. FRITZ GIESE (Berlin).

Zu den wenigen Gebieten, auf die eine Anwendung psychoanalytischer Forschung bisher nicht recht erfolgte, gehört wohl die Geschichte der Technik und der Erfindung im allgemeinen. Es liegt dies vermutlich an der Tatsache, daß rein theoretische Erwägungen höchst unfruchtbar wären, und daß empirisch bewiesene Feststellungen aus der Entwicklung technischer Erfindungen wenig oder so gut wie kaum vorliegen. Wir verdanken den Anfang zu einer historisch, exakt verfahrenden Geschichte der Technik erst den Forschungen Feldhaus'. Mit andern Spekulationen früher sich abzugeben, verlohnt sich kaum.

Will man technische Erfindungen mit dem Sexualmotiv in Beziehung setzen, so muß man selbstverständlich außerordentliche Vorsicht üben. Auch die nachfolgenden Zeilen wollen eher hypothetisch verstanden sein. Zum Darauflosdeuten hat man bei einer Wissenschaft, die rein auf Empirie fußt, besonders wenig Recht, und in der modernen »Technik« unserer Zeit dürfte Psychoanalyse überhaupt deplaciert erscheinen.

Furchtbarer wird der Versuch, wenn man primitive, allgemeiner gesagt einfache Erfindungen darauf hin prüft, wie weit sie ihr Entstehen Sexualvorbildern verdanken.

Daß der menschliche Körper, wie die Natur überhaupt, zunächst zum Vorbild genommen wird, ist bekannt. Die Entstehung der Brücke aus einem umgefallenen Baum, einer Liane, das Erfinden des Winkelhebels etwa aus der Arm- oder Beinbauart, scheint durchaus plausibel. Ebenso nimmt man ganz bewußt in neuerer Zeit Vorbilder für Erfindungen vom Menschenkörper, etwa die Camera obscura gemäß der Bauart des Auges, den Schalltrichter anpassend der Ohrmuschel usf.

Wenn man Sexualvorbilder sucht, so darf man sie nur dann aus einfachen Erfindungen ableiten, wenn diese eindeutig, spezifisch den körperlichen Organen konform zu gehen scheinen. Das Sexualvorbild muß gleichsam derb, plastisch vorliegen. Die sexuelle Idee darf sich nicht zu weit vom Objektiven entfernen, sondern möglichst in reeller Wiedergabe angewendet sein auf den Zweck der Erfindung.

So seltsam es zunächst klingt, um so plausibler erscheint die Möglichkeit, daß Erfindungen aus sexuellen Vorbildern beim Menschen herauserstehen, wenn man bedenkt, wie in der Religion, der Literatur, dem Mythos, der Sage: kurz im ideellen Bewußtseinsinhalt einfacher Menschen (z. B. der Naturvölker) die Erotik Basis aller Einzelheiten ist, eine Eigentümlichkeit, die neuere Forschungen, mag man selbst hier und dort nicht einverstanden sein, im Prinzip entschieden nahegeleget haben. So wird es nicht wundernehmen, daß es auch Erfindungen gibt, gleichsam materiellere Bewußtseinsinhalte,

die aus dem Sexuellen zu stammen scheinen. Wieweit in unseren, die entwickeltsten Naturwissenschaften als Grundlage benötigenden, Erfindungen der Technik uoch unbewußte Sexualvorstellungen eine Rolle spielen, sei ganz dahingestellt. Hier kann nur eine Einzelanalyse des einzelnen Erfinders Aufklärung geben. Und eine solche durchzuführen, ist deshalb so schwer, weil wir sehr wichtige Erfindungen kennen, die nicht aus der Arbeit eines, sondern aus dem Zusammenwirken mehrerer stammen. Bei den einfachen, primitiven Erfindungen ist die Möglichkeit des Sexualvorbildes besonders deshalb geboten, da erstens eine eigentliche Naturwissenschaft dort nicht vorhanden ist, und zweitens dadurch, daß wir viele solcher einfachsten Erfindungen stereotyp zu verschiedensten Zeiten bei den verschiedensten Völkern — und zwar ohne inneren Konnexus — entstehen sehen, so daß man sich der Hypothese schwerlich entziehen mag, daß dort ein gleiches, drastisches Vorbild zum Erfindungsgedanken geführt habe.

Vergegenwärtigt man sich, daß für die Kulturzeit, in der sich derartig einfache, primitive Erfindungen bewegen, eine eigentliche physiologische Erkenntnis des Tatbestandes nicht vorhanden ist, daß man vielmehr nur das grob Äußerlichste, das bei gewissen Aktionen in die Augen Springende, kennt, so wird man die Möglichkeiten des Sexualvorbildes leicht erschließen. Das Sexualvorbid kann nämlich — als männliches oder als weibliches Symbol — hinsichtlich seines Baues, wie hinsichtlich seiner Funktionen, in Betracht kommen bei einer Erfindung. Zu diesen zwei Möglichkeiten tritt als dritte, die gemeinsame Funktion beider, des männlichen und des weiblichen Organes, dargestellt im Kongressus. Man könnte auch noch daran denken, daß das Foetalphänomen Vorbild für Erfindungen sei.

Indem wir zunächst Bau und Funktion als Vorbild für Erfindungen einfacher Art ansetzen, und zugleich teilen nach den Geschlechtern, so fällt eine Tatsache unbedingt sofort auf: man findet in ganz charakteristischer Weise unendlich häufiger Erfindungen, die nach Inhalt dem Bau oder der Funktion des männlichen Organes angeglichen sind, als solche, die ihren Ursprung vom weiblichen Geschlechte genommen zu haben scheinen.

Woher kommt dies? Zunächst müssen wir immer uns vor Augen halten, daß heute eine restlose Besprechung der Frage mangels einer wirklich erschöpften Geschichte der Technik ausgeschlossen ist. Trotzdem erscheint das Resultat deshalb plausibel, weil es eine psychologische Tatsache ist, daß bei der Produktion zu früheren Zeiten, wie in der technischen Erfindung auch der Jetztzeit noch, das weibliche Geschlecht dem männlichen hinsichtlich der Produktionsmöglichkeit nachsteht. Erfindungen stammen fast immer von Männern (abgesehen heute von sog. praktischen Wirtschaftsartikeln etc.). In früheren Kulturstufen ist der Frau eine noch erheblich untergeordnete Rolle zuerteilt. Das männliche Geschlecht war zum Erfinden prädisponiert, und so mag es nahe gelegen haben,

vom eigenen Körper her das sexuelle Vorbild zu nehmen. Ebenso ist entschieden auffällig, daß auch in den Fällen, wo an den weiblichen Körper gedacht werden kann, eigentlich immer eine Anpassung für den männlichen Beobachtungspunkt gewährt wird. Man wird (vgl. z. B. die unten genannte Zangenkonstruktion u. a.) sich das so erklären, daß der Mann vom weiblichen Körper mit Vorliebe die ihm charakteristischen Momente entlehnte. Ob in den Fällen, wo eigentlich erst wirklich das weibliche Sexualvorbild (z. B. im Bau) in Betracht kommt, die Anwendung auf spezielle Hausgebrauchsartikel, also Gegenstände der Umgebung der Frau, erfolgt, sei noch dahingestellt. Es scheint mir fast so zu sein, doch möchte ich daraus auf irgend eine Symbolik, oder auf einen weiblichen Erfinder überhaupt, nicht schließen. Wenn der männliche Körper häufiger Vorbild ist, so mag das außerdem daran liegen, daß er besser anwendbar wurde als der weibliche, und daß er ferner der Beobachtung entschieden zugänglicher wird, denn der feminine.

Vergleicht man die Zahl der Erfindungen, die Bau und Funktion dem Sexuellen entlehnen, mit denen, welche die Verbindung des männlichen und weiblichen Apparates im Kongressus vor Augen zu haben scheinen, so wird man sich ebenfalls nicht verwundern, daß diese letztere Möglichkeit, in der Plastik einer Aktion des Körpers, in der innigen Verknüpfung emotionaler Bewußtseinsmomente mit dem Leben des einfachen Menschen überhaupt, reichere Erfindungsanregungen bot, als der Sexualapparat des Einzelnen. Gedenken wir der Tatsache, daß beispielsweise unsere ältesten Denkmäler germanischer Poesie direkt erotische-religiöse-mythenhafte Inhalte kennen (vgl. Scherer, Gesch. der d. Literatur, Jakob Grimm, Deutsche Mythologie und viele andere), daß, wie Roethe (Vorlesungen) erwähnt, oft unter äußerer Symbolik (wie rhythmisches Stoßen eines Stabes in ein Erdloch) die männlichen Chorgesänge erfolgten, so ersieht man, daß nicht die verfeinerte Darstellung der Einzelorgane der Frau, des Mannes im Blickpunkt des Bewußtseins dieser Zeiten liegen, als die drastische Versinnbildlichung des Kongressus. Eine ähnliche Vorliebe für den Kongressus — im Anreiz — könnte für einfache Erfindungen durchaus erklärlich sein.

Das männliche Sexualvorbild hat, hinsichtlich der Bauart, vermutlich in zwei der älteren, einfachen Erfindungen dem Konstrukteur vorgeschwebt. Nämlich in der Erfindung der Ziehfeder, und im Bau des Aräometers. Dabei ist zu betonen, daß in beiden Fällen die Erfindungen in verhältnismäßig recht weit entwickelter Kultur statthaben. Auch dies klingt einleuchtend, wenn wir obige Darlegungen beachten, und alle einfachsten ursprünglichsten Erfindungen auf den Kongressus zurückführen. Die Ziehfedern kannten immerhin schon die Römer. Wir haben in einem Römergrabe bei Frechen (nahe Cöln) Modelle mit einem verschiebbaren Ringe gefunden (jetzt im Provinzialmuseum zu Bonn). Nach Feldhaus (Die Technik der Vorzeit, Leipzig, 1914) bestanden schon die ältesten

Ziehfedern aus einem vorn geteilten Stabe, dessen Spalt durch eine Klammer beliebig verengert werden konnte, um einen größeren oder geringeren Flüssigkeitstropfen zu halten, resp. einen dünneren oder stärkeren Strich zu ziehen. Die Konstruktion scheint mir durchaus dem männlichen Sexualvorbilde entlehnt zu sein. Eine nur oberflächliche Kenntnis der Physiologie des Genitalapparates beim Manne mußte zu einer derartigen Benützung des Membrumspaltes führen, weil der einfache Mensch auch dort gelegentlich tropfenweise Festhalten eines flüssigen Aggregates beobachten konnte. Mir erscheint — schon wegen der Nachkonstruktion eines auf dem Stabe verschiebbaren, einklemmenden Ringes — diese Deutungsmöglichkeit angemessener, als wenn man die Ziehfeder aus der Pinzette rekonstruieren wollte, die ja wesentlich älter ist, und zur Ergreifung des festen Körpers dienen sollte. Eine Diskrepanz würde dann auch in der verschiedenen Anwendung — Schreiben und Extraktion — beider Instrumente bestehen, während das Hervorgehen des Schreibinstrumentes aus einem Sexualvorbilde dem Kenner primitiver Psyche unendlich einleuchtender ist. Viel jünger ist das Aräometer. Noch Galenos schildert zum gleichen Zwecke ein aus einem einfachen, schwimmenden Ei hergestelltes Instrument. Erst um 400 schreibt Bischof Synesios zu Ptolemäis an die Hypathia (vgl. Wolf, Fragment. mulierum graecarum zu Göttingen, ed. 1739) von einem Hydroskopion, dem Vorgänger des Skalenaräometers. Dieses bestand aus einer im Wasser schwimmenden Röhre, die unten in einer Erweiterung ein Gewicht (Baryllion) besaß, damit das Instrument aufrecht schwimme, und an der Außenseite mit Teilstrichen versehen wurde, die das Eintauchen des Instrumentes der Tiefe nach demonstrierten. Al Khazini schildert um 1121 in seinem Werke »Waage der Weisheit« ein ähnlich konstruiertes Gebilde. (Senkspindel). Es ist schon interessant, daß man auf den Gedanken kommen konnte, schwimmende Eier in früheren Zeiten als Aräometer zu benützen. Die Fortbildung dieser primitivsten Form in das bei Synesios beschriebene Instrument liegt aller Wahrscheinlichkeit auf der gleichen Linie. Ebenso, wie es unverständlich ist, daß Menschen darauf verfielen, Eier schwimmen zu lassen, um ihren Auftrieb zu studieren, ist es immerhin merkwürdig, daß das Hydroskopion Röhre und unten befindliches Gewicht vereinigt. Man kann sich der Vermutung nicht erwehren, daß das Aräometer überhaupt hervorging aus der Beobachtung, daß beim Manne im Bade (d. h. im Wasser, und alle Aräometer erhielten zunächst die Eichung und Anwendung für H_2O) das Scrotum, auch das nichterigierte Membrum vom anderen Körper deutlich unterschiedenen Auftrieb besitzen kann, gleichsam nach oben zu schwimmen strebt.

Sucht man einfache Erfindungen, die dem weiblichen Vorbilde nachempfunden scheinen, so bemerkt man, daß hinsichtlich der Übertragung des Baues der Sexualorgane auf ein Objekt feinere Nachbildungen fehlen. Vielmehr wird am ehesten das eigentlich weibliche

Merkmal — eine Hohlform, die sich an einem Ende verjüngt und zur Aufnahme eines — flüssigen — Inhaltes bestimmt ist — Anregung zur Erfindung gewesen sein. So kann man die Erfindung der Flasche wie des Eimers auf das weibliche Vorbild wohl zurückführen. Mir scheint dies erheblich klarer, als wenn man eine Erdvertiefung dächte, in der sich z. B. Regenwasser sammelte, und die einfache Erfinder zur Nachahmung angeregt haben sollte. In diesem Falle hätte eine Loslösung der Vertiefung, eine Ausschälung der Form erfolgen müssen: immerhin eine wesentlich kompliziertere Übertragung, als die unmittelbare Nachbildung des weiblichen Organes.

Die Eimer, und besonders konisch zulaufende, sind bereits in der Hallstattzeit zu finden. Funde in Kuffarn (vgl. Szombatay, Die Göttinger Situla, Korrespondenzbl. d. Antropol. Gesellsch. 1897) und in Watch, in der Krain (vgl. Denkschrift d. Kais. D. Akademie Wien, 1883) haben uns das Vorkommen des Eimers, als eines der ältesten Gebrauchsinstrumente, um 100—500 v. Chr. gelehrt. Die Flasche, die Vase, der Krug sind natürliche Fortbildungen und Anähnlichungen an das weibliche, vorn (hier oben) verjüngte Organ. Aus dem gleichen Vorbilde ist wohl auch entstanden die älteste Lampenform (u. »Kerzenleuchter«), ausgehöhlte Steinschalen, die bereits um 25.000 v. Chr. existiert haben müssen, weil man sie in gleich alten Höhlenwohnungen vorgefunden hat. Spätere Formen dieser napfgleichen Gebilde tragen bereits an einer Seite einen Fortsatz, der wohl als Halter und Griff gedient haben mag (vgl. I. M. Miller, Beleuchtung im Altertum, Würzburg, 1886). Damit sind augenfällig nachgeahmte Baueigentümlichkeiten der Sexualorgane erschöpft. Jedenfalls hieße es allzu hypothetisch arbeiten, wenn man weitere Erfindungen auf Sexualmotive beziehen wollte.

Betrachtet man die Funktionen der Sexualorgane, so kommt für das Membrum vor allem zweierlei in Betracht: Erectio und Ejaculatio. Beides wird dem Naturmenschen und dem nichtmodernen Zeitalter unbedingt vertraut und zugleich besonders kennzeichnend gewesen sein. Irgend eine Voraussetzung in physiologischer Kenntnis ist damit nicht bedingt. — Für das erste möchte ich als Beispiel drei ältere Erfindungen angeben: Bleistift, Füllfeder und Luftkissen. Auch diese Erfindungen stehen nicht auf so primitiver Stufe wie die älteste Lampenform. Denn einen eigentlichen Blei- oder richtiger gesagt Graphitstift, umschlossen in Holzhülse und verschiebbar eingerichtet, beschreibt Konrad Gesner 1565 in seinem Werke, De omni rerum fossilium genere (Zürich 1565), so daß man annehmen muß, daß die Erfindung nicht wesentlich zurückliegt. Als Vorbild käme also das Zurückgehen der Glanshaut bei Erectio in Betracht. Der dabei zu beobachtende, hervortretende Innenteil des Membrums würde die Graphitstange sein. Auch die noch neuere Füllfeder (die bereits zur Zeit des Gänsekiels konstruiert war und nicht etwa »modern« ist), dürfte eine Umbildung der vorigen Kon-

struktion sein, demnach vermutlich gleichem Vorbilde entstammen (vgl. Schwenter, Erquickstunden 1636). Da es sich hier um Individual-, nicht Typuserfindungen, wie im ältesten Zeitalter handelt, ist es nicht zu verwundern, daß man auch eine speziellere Beobachtung und eine feinere Einzelheit der Sexualmodelle als Grundlage dieser neueren Erfindungen ansetzen darf. Ebenso jung ist das Luftkissen. 1405 beschreibt der durch seine kuriosen Darstellungen bekannte Konrad Kyeser im Bellifortis (Codex phil. 63, Göttingen nachlesbar) einen aufblähbaren, mit Nähten versehenen Balg. Die Luftkissenkonstruktion aus Gummistoff war erst um 1832 bekannt. Sie kommt für uns auch gar nicht mehr in Betracht. Dort aber möchte man wohl als Vorbild die Erectio sehen: daß die physiologische Vergrößerung und Versteifung durch Blutzufuhr erfolgt, ist dabei ganz belanglos. Das Prinzip ist dasselbe: Vergrößerung und Erhärtung eines vorher schlaffen Objektes erfolgt durch Luft auf gleiche Weise.

Zur Sexualfunktion gehört auch die Ejaculatio. Aber ebenso wie ich neuere Forschungen abwarten möchte, die die Geschichte der Gießkanne, der Ventile und Gefäßhähne schreiben, um sie eventuell zurückzuführen auf die Harnfunktion des männlichen, respektive weiblichen Apparates, so ist es auch mit der Möglichkeit, eine Erfindung auf die Ejaculatio zu weisen. Vermutlich nämlich wird kaum ein Unterschied im Anregungsmotive vorhanden sein, ob des Membrum nun Sperma oder Urin entleert. Im ersten Falle verquickt sich das Vorbild vermutlich mit der Erfindung der steifen Metalltube, wie wir sie ja heute viel in Schmiermitteln und Toilettenbehältnissen kennen. Im anderen wird die Form dem Penis überhaupt entlehnt, und eine Wasserhahn etc. konstruiert. Beides verschmilzt im Prinzip. Zugleich kommt aber noch ein ganz anderes Motiv störend hinzu. Wir dürfen nicht vergessen, wie stark das Interesse und die Beobachtung analen Funktionen gilt. Wenn auch anzunehmen ist, daß man hauptsächlich die Entleerung dickflüssiger Materie analen Vorbildern nachahmte (z. B. in der geradezu schlagenden Konstruktion der Asphaltkessel auf der Straße, welche die Teermenge an der unteren Rückseite des Kessels durch eine runde Öffnung heraustreten lassen), so wäre eine ähnliche Anwendung analer Prinzipien etwa bei Sprengwagen etc. unter Umständen möglich. Die Verhältnisse liegen viel zu kompliziert und betreffen Erfindungen, deren Ursprung und Entstehungsgeschichte noch nicht klargelegt wurde, als daß man zwischen analem und sexuellem Vorbild, zwischen Ejaculatio und Harnfunktion scheiden möchte. Für deutlich sexuell und auf die Ejaculatio Bezug nehmend, halte ich die Erfindung der Tube; vermutlich auch noch der Feuerspritze; obschon man hier deshalb nicht an die Ejaculatio denkt, weil die ausgeschleuderte Materie wasserähnlich ist, und anderseits doch auch berücksichtigen muß, daß im Normalen eine Harnentleerung im erektiven Zustande nahezu oder ganz unmöglich ist, so daß

man in der langen, gestreckten Form der Gießkanne, oder Feuerspritze, auch kein Erectiovorbild sehen möchte! Soweit beide wirklich sexuellen Exempeln nachgebildet sind, dürfte die Harnentleerung des Mannes im Ruhezustande des Membrums maßgebend gewesen sein. Die Frau scheint nicht Modell zu sein. Konstruktionen der Wasserhähne sind deutlich männlich, und ihrerseits eindeutig der urinalen Funktion entlehnt. Man wird, wenn man überhaupt solche Deutungen akzeptiert, demnach unterscheiden können: Entleerungsinstrumente für dickflüssige Materie, nachgeahmt analen Prinzipien, und solche für dünnflüssige Materie, nachgeahmt dem (männlichen) Organe. Ob dabei letzteres erektiv oder nicht erigiert gedacht wird, und ob man auch die Ejaculatio als Vorbild nahm, das läßt sich nicht entscheiden. Aller Wahrscheinlichkeit wird man aber eher nur die Urinfunktion zunächst berücksichtigt haben, und die daraus hervorgegangenen Instrumente späterhin formal ihrem Zwecke mehr angepaßt haben, also auch durch Konstruktion langer Ausflußröhren, wie z. B. Gießkanne und Feuerspritze, so daß uns deren Länge nicht auf Erectio oder Ejaculatio ohne weiteres verweisen sollte. Wie sich z. B. die Feuerspritze aus kleineren Formaten fortbildete, ersieht man aus der Tatsache, daß nach Feldhaus (a. o. O.) die Römer noch Feuerspritzen in Klystierform besaßen.

Wo findet man nun weibliche Genitalfunktionen wieder?

Es scheint mir nicht, daß hier die Urinalfunktion benützt worden ist. Das Membrum ist unendlich viel deutlicher nachahmungsfähig. Auch die Menses wird man kaum als Vorbild zu einer Erfindung verwendet haben. Es wäre vermessen, etwa in periodischen Schmierapparaten etc. dergleichen Nachbildungen zu vermuten! Das weibliche Organ ist funktionell gleichsam in seinen sekundären Wirkungen benützt worden und man wird sich der obigen Ausführungen erinnern, die betonten, wie sehr dabei der Gesichtspunkt des Mannes in Betracht kam.

Zu solchen sekundären Funktionen möchte ich das Prinzip des Festhaltens und Einklemmens nennen. Wir kommen also bereits zu einer Übergangsform, die auf den Kongressus leise Bezug nimmt. Da man in frühesten Zeiten natürlich wieder wenig anatomische Kenntnisse besaß, darf man nicht glauben, daß sogleich eine Nachahmung der Ringmuskulatur zu erwarten wäre. Vielmehr dürfte die Nachahmung viel äußerlicher sein: sie wird zum Vorbilde die festhaltenden Extremitäten, die Oberschenkel in Sonderheit, nehmen. Aus diesem Vorbild ist meines Erachtens hervorgegangen die Zange, der Nußknacker, der Zirkel, die Feder.

Die älteste Form der Zange ist die Pinzette. Nicht die Hebelkonstruktion! Nach Feldhaus (a. o. O.) waren, wie bei der Parallelerfindung, der Schere, zunächst federnde, aus zwei Schenkeln bestehende Modelle in Gebrauch, ganz analog unseren Pinzetten. Solche Zangen findet man auf ägyptischen Wandmalerien des

zweiten Jahrtausends vor Christo. (Die Form mit drehbaren Schenkeln wurde wesentlich später konstruiert.) Scheren waren, wie jene in der La Tène-Zeit bei gleicher Konstruktion zu finden. Zwischen Schere und Zange steht, als pressendes und schneidendes Instrument der Nußknacker (vgl. Aristoteles, Mechanische Probleme). Seine Konstruktion folgt durchaus obigen Prinzipien. Die Sonden könnte man — ihrer Entwicklung nach, als Abart der Pinzetten — außerdem hierher rechnen (vgl. Blümner, Technologie, Bd. I, 1879). Der Zirkel war in Griechenland und Rom ebenfalls bekannt. Es gab Modelle mit krummen und mit geraden Schenkeln. Hier ist bereits eine Fortbildung des ursprünglichen Vormodelles zu verzeichnen, als statt der Federung Drehung um einen Mittelpunkt erfolgt. Die größere oder geringere Zirkelweite entspricht größerem oder geringerem Spreizen der Beine! Erst später ist der Proportionalitätszirkel entstanden. Ursprünglich wurde er einfach durch Verlängerung der Zirkelstangen über den Drehpunkt hinaus erzielt. Die wirkliche Variation der Proportionalität wurde in viel jünger gefundenen Konstruktionen zuwege gebracht (vgl. Feldhaus, Leonardo da Vinci, Jena 1913). Eine direkte Anlehnung an die Hemmungswiderstände der Ringmuskulatur der Vagina dürfte man in spezielleren Klemmvorrichtungen vorfinden, nicht in den Zangen und Zirkeln. Solche Klemmvorrichtungen waren etwa die schon 4000 vor Christo eingeführten Otternfallen, welche runde Holzfedern enthielten, die durch Berührung Klappen schlossen. Wenn auch das Prinzip sicherlich sehr starke Ähnlichkeit — selbst in der Konstruktion (vgl. Feldhaus, Technik der Vorzeit, Leipzig 1914) besitzt, so ist es sicherlich erst indirekt aus der weiblichen Sexualfunktion, dem willkürlichen oder reflektorischen Muskelspiel beim Kongressus, hervorgegangen.

Sekundäre Sexualmerkmale würden endlich auch in der Erfindung der Bürste, des Pinsels, des Besens mitsprechen. Man würde diese Instrumente ableiten können aus den Schamhaaren, wobei das Geschlecht des Vorbildes kaum zu erkennen wäre. Ob dies tatsächlich der Fall ist, möchte ich sehr dahingestellt sein lassen, obschon man eine Erfindung von Reib-, respektive Säuberungsmitteln aus anderen Vorbildern nicht ohne weiteres ableiten dürfte. Denn die ursprüngliche Form der Bürste waren in Rom Palmenblätter (Blümner, a. o. O.) während der Haarpinsel bei den Griechen auf Appolodoros (420) zurückgeführt wurde. Pinsel wurden auch zum Benässen des Putzes verwendet (Hetterer, Steindenkmäler in Trier 1893). Jedenfalls läßt sich nicht genau angeben, inwieweit das Herstellungsmaterial zur Form verholfen hat. — Die meisten einfachen Erfindungen gehen entschieden aber auf den Kongressus zurück, wie früher einleitend erwähnt wurde. Dabei ist zu unterscheiden die Möglichkeit, bereits im Anschlusse an die Defloratio Erfindungen zu machen, von der anderen Möglichkeit, den Kongressus mit der Frau überhaupt vorbildlich werden zu lassen. Im einen Falle

würde es sich um das Eindringen eines Objektes A in ein Objekt B, unter äußerer Verletzung von B, und zugleich bewirkte Aufnahme, respektive Festhaltung von A in B handeln. Im zweiten kämen vor allem die ausgeführten motorischen Vorgänge in Betracht, die Bewegung, die Aktion: Oder diese fiele fort und man benützte nur die Möglichkeit der Vereinigung von A und B, mit der Voraussetzung, daß die Vereinigungsmöglichkeiten vorhanden sind und keine teilweise Zerstörung von B dadurch erfolgt!

Sehen wir uns um nach dem Deflorationsprinzip in der einfachen Erfindung, so wird man zuerst an die Erfindung des Nagels, des Bohrers, der Feile, des Niets denken. Das betreffende, so benannte Objekt, ist selbst dabei aktiv, die übrige Materie weiblich-passiv. So paradox es zunächst klingen mag, daß zum Beispiel der Nagel aus der Defloratio entstanden sein soll, so kann man sich anderseits nicht recht vorstellen, wie jemand auf den Gedanken kam, in eine unverletzte Materie einen spitzen, widerstandsfähigen Gegenstand zu treiben. In welchem inneren Zusammenhange dies mit dem Bohren und dem Schrauben stehe, ist dabei noch eine Frage für sich. Das Bohren ist ein ähnlicher Vorgang, der ebenfalls sexuell vorgeahmt sein dürfte. Der Nagel wurde anfangs aus Holz verfertigt. In der Bronzezeit findet man auch geschmiedete Bronzestifte. Man muß also annehmen, daß ursprünglich das eingetriebene Objekt aus gleichem Material, wie das genagelte selbst war, analog dem Kongressusvorbilde (vgl. Feldhaus, a. a. O.). Beim Bohrer kam vor allem das Ausbohren von Steinen in Betracht. Die Instrumente waren Spitzbohrer, und bestanden aus Feuerstein.

In der Neolithik versuchte man, nach Feldhaus, bereits ein Verfahren, das viele Tausende von Jahren später wiedergefunden wurde, nämlich das Bohren eines Steines mittels Rohr (das Kernbohren). Dies würde natürlich vom Entwicklungsstandpunkte eine wesentlich vervollkommnetere Methode darstellen, und nicht eigentlich an das sexuelle Vorbild erinnern. Spiralbohrer wurden 1770 von P. Crooke erfunden — also in ganz moderner Zeit! Die bekannte Bohrleier ist auch neueren Datums, stammt nämlich frühestens vom 15. Jahrhundert! Die Bohrspindel der ältesten Zeiten waren vorn ganz spitz zulaufende, auf einem längeren Stabe sitzende, dicke Keilgebilde. Man findet diese Vorrichtungen bereits zur paläolithischen Epoche. Betätigt wurden sie meist (als Aktion nachgebildet dem Kongressus ebenfalls) durch Druck und mittels Drehung eines Jagdbogens, ganz, wie wir es im unten zu nennenden Eskimo-Reibfeuerzeug kennen. Die Bohrspindel als solche, ebenso das Prinzip des Einlochens, ist durchaus deflorativ geartet! Der Meißel, das Stemmeisen sind völlig analoge Konstruktionen, denen man natürlich identische Vorbilder zurechnen könnte. Man kennt (vgl. Funde aus Kjökkenmöddigen) nach Feldhaus derartige Instrumente bereits um 8000 v. Chr., und 5000 v. Chr. sogar im geschliffenen und polierten Zustande. Auch die Feile, die eine noch andere

Abart der oben erwähnten Urinstrumente darstellt, war gleichfalls vor der Metallzeit zu finden (vgl. Forrer, Reallexikon der prähistorischen Altertümer, 07). Alle diese Instrumente wird man meines Erachtens zurückführen können auf jenes Detloratiovorbild. Selbst die moderne Erfindung des Nietens verfolgt ähnliche Prinzipien, indem in eine geschlagene Öffnung ein Stift gesteckt wird (das Niet) und in umgekehrter Folge von oben her eine Öffnung auf das hervorstehende Stiftende der anderen Seite der zu verbindenden Teile getrieben wird (der Döbber); dies in Form einer am unteren Ende ausgehöhlten Stange, die das überragende Ende des Niets zusammenrundet und vernichtet. Man könnte wohl hierin eine Doppelanwendung des Kongressusprinzipes erkennen.

Diese Nietvorrichtung findet man gleichfalls in anderer Form im Konstruieren der Schraubenmutter, die bereits (nach Feldhaus) zur Römerzeit vorgefunden wurde. Auch hier wird ein Objekt in ein anderes getrieben. Ferner aber das erste durch ein zweites Gegenstück mit Loch nochmals festgehalten! Billigt man unsere frühere Hypothese, so wird man hierin eine abermalige Bestätigung für Sexualvorbilder ersehen.

Deflorativen Vorbildern folgt auch der Pfriem (die Ahle), der als Feuerstein, in Holzheften befestigt, zu finden war. Auch er bringt in einem unversehrten Objekte Löcher an. Doch fehlt hier das Moment des Festgehaltenwerdens. Wir kommen auf den zur Nähnadel umgebildeten Pfriem sogleich zurück.

Indem wir nämlich zum zweiten Kongressusprinzipe: dem Eindringen eines Objektes A in Objekt B, gelangen, und teils die motorischen Vorgänge, teils die Idee dieser Vereinigung bei bereits vorhandenen Verbindungswegen in Betracht ziehen, müssen wir Instrumente der ältesten Zeiten erwähnen, die in außerordentlich geschickter Weise dem Kongressus nachahmen, die man zugleich genetisch schwerlich anders erklären kann, da es unverständlich wäre, in welcher Weise zu damaligen Kulturzeiten derartige Erfindungen weittragendster Art zustande gekommen wären?

Eine solche Erfindung ist die Nähnadel. Wir finden sie bereits aus Knochen gefertigt zur paläolithischen Epoche. Sie benützt das koitale Prinzip in doppelter Weise: als Pfriem, macht sie in die unversehrte Materie ein Loch. Zugleich wird der Faden in dem Öhr gehalten, wie das Membrum in der Vagina. Die Erfindung des Nadelöhrs ist eigentlich — wenn man es anders erklären will — ein Problem. Drittens wird eine Aktion — in der nähenden Hin- und Herführung der Hand — nachgeahmt. Ebenso wie die Nähnadel, folgt beispielsweise die heutige Klammernadel, die alte Drahtnadel, auch Drahtfeder, durchaus gleichen Vorbildern. Wir finden Klammernadeln, zum Gewandhalten, bereits um 1400 vor Christo. Sie wurden aus Bronze, auch aus Holz verfertigt (vgl. Forrer, Reallexikon, Berlin 07). Wollte man an der Möglichkeit der Entstehungsdeutung zweifeln, so spricht eigentlich nichts mehr für die Richtig-

keit der Hypothese, als ein Blick auf die Form der Nadel: der Nadelstift ruht nämlich in einer breiteren Drahtscheide mit seiner Spitze; durchaus wie die Glans im Introitus vag. Man verfolgt wiederum Doppelanwendung des Vorbildes: Durchstecken des unversehrten Stoffes, Festhalten der Nadelspitze in der bereits vorhandenen Drahtscheide.

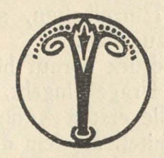
Diese Befestigungsart der Drahtspitze führt aber zu einer Reihe weiterer Befestigungsvorrichtungen an einfachen Erfindungen. Immer ist vorhanden die dazu vorgebildete Materie. Eine Deflorationstendenz ist also nicht da. Zu nennen wäre vor allem die alte Befestigung des Stieles an der Axt. Entstanden aus einem mit der Hand geschlagenen Stein, wird sie dadurch verbessert, daß man den Stein einklemmt in eine, ihn umgebende Astschlinge (vgl. Axt zu Acheul, Sammlung Forrer, Straßburg). Ab 5000 v. Chr. findet man eine durchbohrte Axt. Von da ab sondern sich Hammer und Axt voneinander. (Letzterer wurde ursprünglich gleichfalls manuell betätigt. Paläolithisch wurde er, wie die Axt, mit Stiel versehen. Neolithisch durchbohrt man ihn als Steinhammer. In der Bronzezeit sieht man ihn in tüllenartiger Befestigung mit winkelförmigem Stiel.) In der Römerzeit ist der Hammer bereits in den mannigfachsten, auch uns vertrauten Formen vertreten (vgl. Blümner, a. o. O. Bd. IV. 1887 und Jakobi, Saalburg, 1897). Während er also — in anderer Weise angewendet — Entwicklungen der Axt parallel fortführt, und außer ihm die Axt noch in einer dritten Spielart, der Hacke — mit quer zum Stiel gestellter Schnittfläche — auftritt, verlohnt es sich, die Fortbildung der Axt selbst zu verfolgen. In die Axt werden nämlich durch mittlere Einschnitte der Kanten erhöhte Ränder gefügt, um den Halt am Stiel etwas zu vergrößern. Der Stiel selber fügt sich also — nach koitalem Beispiel — in diese Einschnitte. Doch das Prinzip wird abermals umgebildet! Als die Ränder der Axt so erhöht sind, legt man die Axt ein in einem gegabelten Stiel, der sich durch Umbindung fest an die Axt fügt. Nachdem in späterer Zeit beide — um das Verrutschen zu hindern, durch einen quergeschlagenen Nagel zusammenfügt, wird der Stielrand abermals verändert. Aus der Gabel entstehen krumme, umgebogene Ränder, die in vollendeter Form Tüllen darstellen, in welche die Axt kommt (vgl. W. Osborne, das Beil 1887; Forrer, Antiqua 1883, Blümner, Technologie Bd. 2, 1879). Das Ganze stellt also kaum anderes dar, als eine ununterbrochene Modifikation koitaler Vorbilder! Teils umschlingt der Stiel die Axt, teils paßt sich diese formal dessen Form an, teils ändert der Stiel seine Form, um die Einführung der Axt zu verbessern.

Ein solches Beispiel primitivster Instrumente zeigt, wie fruchtbar die nähere historische Forschung für die ideelle Entstehungsgeschichte alter Erfindungen werden kann. Benützte die Axt, ebenso wie Hammer, Beil und Hacke, das ruhende Kongressusvorbild, so kann man auch noch Proben für Erfindungen ermitteln, die der

Bewegung beim Kongressus wohl ihre Entstehung verdanken. Hierhin möchte ich zum Beispiel den Feuerquirl rechnen. Neben dem Feuerschlagen gab es auch Feuerreiben: Ein runder Holzstab aus hartem, trockenem Material wurde in eine Vertiefung eines Brettes gesteckt und, durch Umschlingen eines Bogens, oder auch nur mit den Händen, rasch hin und her in dem Loche gedreht. Dadurch entstand Wärme, und endlich Feuer (vgl. W. Hough, Fire making apparatus in Smithsomans Institut. Washington 1890). Auch das viel jüngere pneumatische Feuerzeug, das einen Kolben schnell niederstoßen läßt in einer mit Feuerschwamm versehenen Röhre, ist eine Kongressusähnliche Aktionsvorrichtung (vgl. Weule, Leitfaden der Völkerkunde). Bei derartigen Instrumenten ist das Hauptprinzip reibende, oder dicht abschließende Bewegung! Ob man etwa die Kolben und Zylinder von Pumpen und Dampfmaschinen auf gleiche Vorbilder zurückführen möchte, sei unentschieden. Bei primitiven Erfindungen wie dem Feuerquirl liegt aber eine solche Deutung recht nah.

Für die Gravidität findet man an und für sich kaum Nachahmungen, es sei, man würde jegliche Schachtel, Kiste, jedes Behältnis als Nachahmung foetaler Aufbewahrungsräume deuten. Dies möchte man indes kaum, da das viel einfachere Exempel die Erdhöhle, der hohle Baum etc. sein mußte, als die komplizierteren Organe beim weiblichen Körper.

Mag man nun auch im einzelnen gewiß zaudern, ob man eine einfache Erfindung als sexuelles Nachbild erklären soll: soviel dürfte klar sein, daß recht viele, und nicht die unbedeutendsten Erfindungen zu ältesten wie neueren Zeiten aus sexuellen Beispielen hergeleitet wurden. Das Problem als solches zu behandeln wird einer genaueren Untersuchung vorbehalten bleiben müssen.



Bücher.

TH. W. DANZEL, Die Anfänge der Schrift (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, herausgegeben von Karl Lamprecht, 21. Heft). Leipzig 1912, Voigtländer.

Danzels Werk vereinigt eine Reihe hervorragender Eigenschaften, deren jede schon an und für sich ausreichen würde, um ihm eine ehrenvolle Stellung in der wissenschaftlichen Literatur zu sichern: es enthält eine Fülle wertvollen Materials, es erfaßt sein Problem mit sicherem Griff und bringt es seiner endgiltigen Lösung um ein gutes Stück näher, und es arbeitet künftigen Forschungen vor, indem es seine Resultate in einer, bis in die äußere Anordnung des Druckes hinein, klaren und übersichtlichen Form darbietet. Wenn man das Buch trotz dieser Verdienste mit der Überzeugung aus der Hand legt, daß noch unendlich viel zu tun ist, ehe das Problem der Schrift als definitiv erledigt gelten darf, so ist dies gleichfalls eher ein Vorzug als ein Fehler; es beweist, daß der Verfasser nicht zu denjenigen Autoritäten gehört, die es lieben, ihren Arbeiten den Charakter eines »Roma locuta est« zu geben, indem sie über die Lücken des Materials und der Beweisführung geschickt hinwegzugleiten verstehen.

Als das wichtigste Resultat von Danzels Arbeit darf die nun wohl ein für allemal feststehende Erkenntnis bezeichnet werden, daß die »spielmäßigen Zeichnungen«, welche die Grundlage der Schrift bilden, in letzter Linie auf Lebensäußerungen affektischer Natur zurückgehen, auf »motorische Entladungen von Gefühlsspannungen«, die ursprünglich ganz spontan stattfinden, allmählich aber unter teilweiser Einbuße ihres Affektgehalts in den Dienst von Zweckvorstellungen treten, indem man sie zur Mitteilung an andere (oder als Gedächtnisstütze) verwenden lernt. Es ist dies ganz derselbe Mechanismus, der bei der Entstehung und Entwicklung der menschlichen Sprache eine so wichtige Rolle gespielt hat[1] und der, wie ich sicher glaube, bei der Entstehung aller oder wenigstens der meisten Kulturgüter in irgend einer Weise mitgespielt hat.

Auf welchen Wegen sich dieser Übergang der Schrift von der »Ausdrucksbewegung« zum Verständigungsmittel vollzogen hat, darüber äußert Danzel Meinungen, die man in einigen Punkten wohl nicht ganz ohne Nachprüfung gelten lassen kann. So scheint es mir, als ob er den Einfluß der Magie auf die Fixierung der Schriftzeichen überschätze. Doch ist hier nicht der Ort, auf derartige Einzelheiten, so interessant und wichtig sie auch sein mögen, genauer einzugehen.

Hingegen sei mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß der Verfasser nicht auf die bedeutungsvolle Frage eingeht, welcher Art die Affekte wohl gewesen sein mögen, denen die ersten Anfänge der Schrift ihre Entstehung verdanken. Es ist dies ein Kapitel, zu dem die Psychoanalyse sicher wichtige Beiträge liefern könnte, z. B. indem sie feststellte, welche psychologischen Motive den ersten zeichnerischen Versuchen der Kinder zugrunde liegen. Auch diejenigen Teile von Danzels Arbeit, die sich mit der Weiterentwicklung der primitivsten Schriftarten beschäftigen, seien der Aufmerksamkeit des Psychoanalytikers empfohlen. Besondere Beachtung verdient die Tatsache, daß sich die Bilderschrift, die urspünglich nur Konkretes nachzubilden weiß,

---

[1] Vgl. meine Arbeiten »Über den Einfluß sexueller Momente auf Entstehung und Entwicklung der Sprache« (Imago I. 405 ff.) und »Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung« (Halle 1914).

später auch abstrakter Begriffe bemächtigt, indem sie sich einer Symbolik bedient, die derjenigen des Traumes ganz analog ist; so wird z. B. der Begriff »Kindersegen« durch die Abbildung eines Granatapfels dargestellt. Häufig wird ein Konkretum dadurch zum Träger eines Symbols, daß seine sprachliche Bezeichnung dem Namen eines Abstraktums nahesteht: eine Zwiebel drückt in China den Begriff »Scharfsinn« aus, weil das Wort, für Zwiebel auch »Scharfsinn« bedeuten kann (Danzel p. 167). Bekanntlich kommt Ähnliches im Traum vor (Ähre als Symbol für Ehre), und zwar unter dem Einfluß der Zensur; deutet das darauf hin, daß auch beim Übergreifen der Bilderschrift auf das Gebiet des Abstrakten Kräfte im Spiele waren, die der Traumzensur analog sind? Hans Sperber.

SCHNITZLER, »Frau Beate und ihr Sohn« (S. Fischers Verlag, Berlin 1913).

Wenn ein Künstler vom Range Arthur Schnitzlers die Beziehungen von Mutter und Sohn in den Mittelpunkt eines Werkes stellt, dürfen auch die Psychologen erwarten, in der Lektüre manches zu finden, was ihr Interesse in hohem Grade fesseln muß. Denn die Psychologie hat seit jeher erkannt, daß ihr die Dichtung in ihrer intuitiven Seelenkenntnis vorausgeeilt ist.

Die verborgenen Beziehungen dieses jüngsten Werkes Schnitzlers zu früheren Dichtungen können hier nicht dargestellt werden[1]; doch sei darauf hingewiesen, daß die Bedeutung des Inzestmotivs auch in den vorangehenden Werken deutlich erkennbar war. Doch erst in diesem Buche tritt sie, von der psychologischen Darstellungskunst Schnitzlers getragen, auch an die Bewußtseinsfläche des Lesers. Das »erregende Moment« der Novelle liegt darin, daß der Sohn Beatens den Reizen einer alternden Kokotte zu unterliegen droht. Fortunata, die von ihm begehrte Frau, ist als dirnenhaft geradezu bezeichnet worden. Doch auch die Mutter Hugos wird sich bewußt, daß nur ihre Ehe es war, welche sie vor einem abenteuerlichen Dasein in wilden Gelüsten bewahrte. Diese längst vergessenen Regungen erwachen nun wieder, da sie die Gewißheit erlangt, daß ihr Sohn eine andere Frau liebt. Ist sie nicht jünger als jene Fortunata und wird nicht auch sie noch begehrt? Sinnliche Begier steigt quälend und beseligend zugleich in ihr auf und da der gleichaltrige Freund ihres Sohnes, Fritz, ihr seine Liebe gesteht, zieht sie ihn mit verlangenden Armen an sich. Es ist klar, daß das Verhältnis Beatens, der allmählich das Alter sich naht, mit dem Spielgefährten ihres Sohnes eine Ersatzbefriedigung des Inzestwunsches darstellt. Der Dichter hat uns über die geheimen Wünsche Beatens nicht im unklaren gelassen, da er sie im Halbschlaf von gemeinsamen Reisen mit ihrem Sohne träumen läßt. »Die Leute würden sie frech ansehen und denken: Ah, die hat sich da einen hübschen Burschen auf die Reise mitgenommen. Seine Mutter könnte sie sein. Wie? Die Leute halten sie für ein Liebespaar. Nun, warum nicht. Die können ja nicht wissen, daß der Bursche da ihr Sohn ist, und ihr merken sie wohl an, daß sie eine von den überreifen Frauen ist, denen die Lust nach so jungem Blute steht.« Die Gedanken der Leute erscheinen uns wie in die Außenwelt projizierte Selbstvorwürfe der Phantasierenden.

Die Ähnlichkeit des Sohnes mit Ferdinand, ihrem Gatten, fällt ihr in diesen Stimmungen immer mehr auf. Es ist ihr, als sehe sie den Ver-

[1] Vgl. den Abschnitt »Formen des Inzestmotivs« in meinem Buche »Arthur Schnitzler als Psycholog«. J. C. Bruns. Minden 1914.

storbenen zum ersten Male, wenn sie Hugo betrachtet. Wir werden das Betonen dieser Ähnlichkeit als den Ausdruck der Identität der Gefühle, welche Beate beiden Personen widmet, erkennen. Der Inzestwunsch Beatens findet seine Realisierung, nachdem Hugo im Pubertätsalter Aufklärungen über die sexuelle Betätigung seiner Mutter erhält. Wir sehen eine solche Szene kindlicher Sexualaufklärung vor uns, wenn Rudi und Hugo vor den Fenstern Beatens über ihr Sexualleben sprechen.

Es bestätigt die von Freud angegebene Art der Psychogenese des Vergleiches zwischen Mutter und Dirne, wenn die lauschende Beate wünscht, Mutter zu sein, »wert jenes Sohnes und nicht ein Frauenzimmer, über das verdorbene Buben unflätig schwatzen durften, wie über die erste beste Dirne[1]«. Wir wissen, welche seelischen Folgen die kindliche Sexualaufklärung des Vorpubertätsalters in der Entwicklung einer typischen Objektwahl des Mannes hat. Der unbewußt gezogene Dirnenvergleich erwächst auf affektiver Basis: die Aufklärung hat in dem Knaben Erinnerungsspuren an seine frühinfantilen Eindrücke belebt und die inzestuose Neigung zur Mutter wieder aufleben lassen.

Wollten wir den Abzweigungen und Ausläufern des Inzestmotivs in der Novelle nachgehen, so würden wir bald die Überzeugung gewinnen, daß die Baronin und Beate, Fritz und Hugo ein und dieselbe Person sind, durch den Spaltungsmechanismus vervielfacht. Dafür spricht nicht nur, daß Beate auf dasselbe Niveau wie Fortunata gelangt, sondern auch die Beziehung beider alternden Frauen zu zwei jungen Burschen[2]. Beate ist für Fritz ebenso Ersatzperson der Mutter, wie Fortunata ein Muttersurrogat für seinen Freund ist. Es fehlt nicht an Stellen, welche diese Beziehungen klarer hervortreten lassen. Die Baronin spricht es aus, daß sie sich für ihren Sohn kein besseres Liebesdebüt wünschen könnte, als eine Liebschaft mit Beate, es wäre klüger gewesen, meint sie, wenn Beate ihr den Sohn sozusagen ans Herz gelegt hätte. Eine Doublette desselben Motives ist es, wenn Beate einen Augenblick daran denkt, der Baronin Fritz als Ersatzperson für den eigenen geliebten Sohn anzubieten, Fritz, den sie dann selbst zum Geliebten nimmt und der den Sohnestyp repräsentiert.

Es erscheint wichtiger, die Inzesttendenzen in ihren verborgeneren Formen aufzusuchen als dort, wo sie so offen zutage liegen, wie am Ende der Novelle. Eine dieser Formen ist die Objektverschiebung von der Mutter auf die Tante. Beate lehnt es ab, »Fritz« statt »Herr Weber« zu sagen, da sie nicht die Tante des jungen Mannes ist. Fritz entgegnet galant, daß er sich so eine Tante gefallen ließe. So wie hier Beate die offerierte Tantenstellung mit der Geliebten vertauscht, drängen sich wider Willen Frau Berta Garlan in einer früheren Novelle des Dichters Vergleiche zwischen ihrem Geliebten und ihrem kleinen Neffen Richard auf. Bei den Küssen Emils muß sie an andere Liebkosungen denken: »Woran nur? . . . An die Küsse ihres jungen Mannes? . . . Nein . . Und plötzlich fiel es ihr ein: geradeso hatte ihr kleiner Neffe sie neulich geküßt«. Noch unverhüllter tritt uns das Verhältnis von Tante und Neffe als Inzestersatz in Schnitzlers Jugenddrama, »Das Vermächtnis« entgegen. Emma war, wie Losatti ausspricht, die Geliebte Hugos gewesen.

[1] Freud, Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens I. — Jahrbuch für psychoanalytische Forschungen. Bd. III, S. 389f.

[2] Man wird diese Vermutung auch dadurch stützen können, daß man auf die nicht sehr gebräuchlichen Namen der beiden Frauen (Beate und Fortunata) hinweist, die gleichsinnig sind.

Erstaunlich ist die Menge der Varianten desselben Themas in demselben Werke. Noch eine Motivdoublierung finden wir in dem Verhältnis, das Ferdinand Heinold mit einer alternden Witwe hatte. Es hatte ihm die Willenskraft gefehlt, sich aus diesen Banden zu befreien und erst Beatens Energie hat er die Lösung des Verhältnisses zu danken. Es scheint, als habe das jüngere Liebesobjekt den Mann aus der Beziehung zu der alternden Frau lösen müssen. So wie Fortunata für Hugo, so ersetzte auch für seinen Vater jene alternde Witwe dasselbe Liebesobjekt: die Mutter.

Die Vermutung taucht auf, daß der Dichter anfänglich das Inzestmotiv in noch breiterer Ausgestaltung hervortreten ließ, und daß der Reichtum an verhüllten Motivdoublierungen die Abschwächung der Intensität verrät. Ob diese Vermutung richtig ist, entzieht sich natürlich unserer Kontrolle.

Mit dem Walten und Wirken inzestuöser Strömungen ist die unbewußte Haßeinstellung gegen den Vater enge verknüpft. In einer jener rasch entgleitenden und doch lange nachwirkenden Szenen, die Schnitzler wie wenige der Dichter unserer Tage zu gestalten versteht, kommt auch diese Strömung bei Mutter und Sohn zum Ausdruck. Das Bild des toten Schauspielers, dessen Verhöhnung die beiden wortlos vorüberziehen lassen, wirkt wie eine stumme und doch beredte Drohung.

Der Dichter hat es auch in seinem jüngsten Werk verstanden, den Blick seiner Leser in jene Tiefe zu lenken, deren dunkle Gewalten einen so großen und so unverstandenen Anteil an unserem Schicksal besitzen.

Dr. Theodor Reik.

WILHELM OSTWALD, Auguste Comte, Der Mann und das Werk. (Leipzig 1914. Verlag Unesma)

Dem Interesse Ostwalds für »große Männer« konnte Auguste Comtes Persönlichkeit schon deshalb nicht entgehen, weil sein Monismus sachlich durchaus mit Comtes Positivismus (»Die Wissenschaft als oberste Instanz«) zusammenfällt.

Comtes Persönlichkeit ist auch psychoanalytisch sehr interessant, obwohl natürlich die hier beigebrachten biographischen Details nicht genügen. Auch sind wir nicht gewohnt, geistige Überanstrengung u. dgl. als Ursache von Psychose anzusehen, sondern fragen schon nach der Psychogenese des gesteigerten Arbeitsdranges. . . . Anderseits aber zeigt Ostwald hier tieferes Verständnis für die Bedeutung der »psychischen Regression« und erklärt die Rückkehr des alt gewordenen Antimetaphysikers zur Religion als Regression auf die Kindheit, in der Comte unter dem Einfluß der bigotten Mutter stand.

Uns fällt auf, daß Comte, der im 28. u. 29. Jahre eine akute Psychose durchmachte, in den folgenden Jahren Zeichen von Verfolgungs- und Größenwahn und vom 48. Lebensjahre an viele Züge »religiöser Paranoia« verrät. Er fühlt sich als Hohepriester der »Religion der Menschheit«, stellt Kultusregeln auf, macht einen eigenen Kalender, hält Sonntagspredigten usw. Der ursprüngliche Bekämpfer aller Religion und Mystik landet im Hafen eines »Katholizismus ohne Christentum«. Sein Mystizismus nimmt seinen Ursprung vom Grabe einer Geliebten, mit der er im 47. Lebensjahre — nach Trennung von seiner Gattin — in einem platonischen Liebesrausch gelebt hatte, die ihm aber nach einem Jahr durch den Tod entrissen wurde. »Lebe wohl meine ewige Gefährtin, die du mir gleichzeitig Gattin, Schwester und Tochter warst!,« apostrophiert er die Dahingegangene in einem dithyrambischen Nachruf, den er als Widmung seiner »Politique positive« vor-

ansetzt. Sie scheint nicht nur sein mütterliches Idealbild, sondern auch ein narzistisch-homosexuelles wiedererweckt zu haben.

Durch das ganze Leben geht eine Reihenbildung von Sympathien, die in Antipathien endigen. Neigungen, die nach dem positiven ein negatives Vorzeichen erhalten: Bruch mit den Eltern, Lehrern, mit Saint Simon, mit Stuart Mill; mit einem Lebensretter, der ihn aus dem Wasser gezogen hatte; mit seiner Frau usw. — Das Unrecht, das Comte oft genug erlebt hat, machte den stolzen, empfindlichen, ernsten Mann noch pessimistischer gegenüber dem Wohlwollen der Menschen und es entstand so jener circulus vitiosus, der den Sichverfolgtfühlenden erst recht vereinsamt, ausgeschlossen und abgelehnt werden läßt: es mögen sich so Verfolgungen ergeben, die den Verfolgungswahnsinn zum Teil zu erklären scheinen, aber keineswegs zureichend begründen. Die Deutung dieser Wandlungen seiner Liebes-, Freundschafts- und sozialen Gefühle als Funktionen der Libido konnte Ostwald nicht geben, sie bliebe einer Psychoanalyse vorbehalten.

Dr. E. Hitschmann.



»Raub des Ganymed.« Schwebende Gruppe in Venedig.
(Nach Roschers Lexikon der griech. u. röm. Mythologie.)

(Zu Seite 238).

Übersicht der Leistungen der auf die Geisteswissenschaften angewandten Psychoanalyse

soweit sie im Jahre 1914 außerhalb von »Imago« erschienen:

ABRAHAM Karl: Über Einschränkungen und Umwandlungen der Schaulust bei den Psychoneurotikern nebst Bemerkungen über analoge Erscheinungen in der Völkerpsychologie. (Jahrbuch VI., 1914, 25.)

BRILL A. A.: Fairy tailes as a determinant of Dreams and neurotic Symptoms. (New-York Med. J., 21. März 1914.)

BROWN W.: Freuds theory of the unconscious. (Brit. Journ. of Psychol. Cambridge 1914. 265–280.)

BURROW Trigant: The Psychoanalyst and the Community. (The Journal of the American Medical Association. 13. Juni 1914.)

CORIAT J. H.: The Sadism in O. Wilde's Salomé. (Psychoanalyt. Rev. I, 3. Juli 1914.)

FEDERN Paul: Lust-Unlustprinzip und Realitätsprinzip (Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse 1914. Bd. II, p. 492.)

FERENCZI S.: Zur Ontogenie des Geldinteresses. (Ebenda 1914, Bd. II, p. 506.)

FREUD Sigm. Märchenstoffe in Träumen. (Ebenda 1913, Bd. I, p. 147.)

HÄBERLIN P.: Psychoanalyse und Erziehung. (Ebenda 1914, Bd. II, p. 213.)

HART Bernard: The Psychology of Freud and his school. (Journ. of Mental Sc. Vol. 56, Nr. 234.)

JONES Ernest Prof.: The Case of Louis Bonaparte, King of Holland. (Journ. of abnorm. Psychol. VIII, 5. Dezember 1913 – Januar 1914.)

— — Die Empfängnis der Jungfrau Maria durch das Ohr. (Jahrbuch VI, 1914.)

KAPLAN Leo: Grundzüge der Psychoanalyse. (Leipzig und Wien 1914. F. Deuticke.)

LAZAR E.: Die nosologische und kriminologische Bedeutung des Elternkonfliktes der Jugendlichen. (Zeitschrift für Kinderheilkunde. 5. und 6. Heft. 20. August 1914.)

LEVY Ludwig: Die Sexualsymbolik der Bibel und des Talmuds. (Zeitschrift für Sex.-Wissen. I, 7–8. Oktober – November 1914.)

MAC CURDY J. T.: A psychological feature of the precipitating causes in the psychoses and its relation to art. (Journ. of ab. Psychology IX, 5. Dezember 1914.)

PFISTER O.: Psychoanalyse und Jugendforschung. (Berner Seminarblätter. VIII, 11–13.)

— — Zur Psychologie des Krieges und des Friedens. (»Wissen und Leben«, Heft 4 und 5. Dezember 1914.)

PUTNAM J. J.: Psychoanalysis considered as a phase of education (4. annual Meting of the American Neurological Assoc. Mai 1914.) (Journ. of Nervous and Mental Disease. Oktober 1914.)

— — On certain of the broader issues of the psychoanalytical movement. (Tr. Assoc. Amer. Physicians. Philadelphia 1913. XXVIII. 513–529.)

RENTERGHEM A. W. van: Freud et son Ecole. Nouveaux essais psychologiques. (Journ. de Neurol. 1914. 19, 21 und 41.)

SACHS Hanns: Unfälle und Zufälle. ⟨Der Greif. Juli 1914.⟩
SADGER J.: Über Nachtwandeln und Mondsucht. Eine medizinisch-literarische Studie. Schriften XVI. ⟨Wien und Leipzig 1914. F. Deuticke.⟩
SCRIPTURE E. W.: Psychoanalysis and the Correction of Character. ⟨Med. Record. New-York LXXX, 859.⟩
SILBERER Herbert: Probleme der Mystik und ihrer Symbolik. ⟨Wien 1914. H. Heller & Cie.⟩
STÖCKER Helene: Napoleon und die Liebe. ⟨Die neue Generation. X, 10 und 11. Oktober, November 1914.⟩
WILDON Carr H.: The Philosophical Aspect of Freuds Theory of Dream Interpretation. ⟨Mind. New-York, Macmillan. Juli 1914.⟩



Büchereinlauf.

(Besprechung vorbehalten.)

Bechterew W.: La Psychologie objective (Paris 1914. F. Alcan).
Das unheimliche Buch. Herausgegeben von F. Schloemp, mit Vorwort von K. H. Strobl und 15 Bildern von Alfred Kubin. Dritte Auflage. (München 1914. Georg Müller.)
Der Mord. Verbrechen und Liebe. Berühmte Kriminalprozesse: I. Bd. herausgegeben von W. Bloch. (Berlin 1914. Potthoff & Co.)
Eeden, Frederik van: Sirius und Siderius. 2. Teil: Das Kind. (Berlin 1914. Schuster & Löffler.)
Erdmann Gori: Problem der Geschlechter. (Freiberg i. S. 1913. Craz & Gerlach.)
Fiedler E.: Die Seelensprache (Sprache der Symbole und Sinnbilder). Ihr Wesen und ihre Anwendung. 2 Hefte. (Leipzig. O. Mutze.)
Flemming S.: Nietzsches Metaphysik und ihr Verhältnis zu Erkenntnistheorie und Ethik. Bibliothek für Philosophie. Herausgegeben von L. Stein. 10. Band. (Berlin 1914. L. Simions Nfg.)
Floegel-Bauer: Geschichte des Grotesk-Komischen. 2 Bände mit zahlreichen Bildbeigaben. (München 1914. Georg Müller.)
Flournoy Theodor: Die Seherin von Genf. Herausgegeben und eingeleitet von G. Vorbrodt. (Leipzig 1914. Felix Meiner.)
Frazer J. G.: The Belief in Immortality and the Worship of the Dead. Vol. I. (London 1913. Macmillan & Co.)
Freimark Hans: Mediumistische Kunst. (Leipzig 1914. Wilhelm Heims.)
Gabrilowitsch Leonid: Über mathematisches Denken und den Begriff der aktuellen Form. (Berlin 1914. Leonhard Simion Nfg.)
Gespensterbuch, Das. Herausgegeben von Felix Schloemp, mit Vorwort von Gustav Meyrink und Bildern von Paul Scheurich. 11. Auflage. (München 1913. Georg Müller.)
Gorion Micha Josef bin: Sagen der Juden. II. Die Erzväter. (Frankfurt a. M. 1914. Rütten & Loening.)
Hegg Emil: Das Ewige im Zeitlichen. Eine naturwissenschaftliche Formulierung. (Bern 1914. A. Francke.)
Heims Wilhelm: Dr. Rudolf Steiner und seine Anhänger. — Eine Erwiderung. (Leipzig 1914. Wilhelm Heims.)
Kalewala: Das National-Epos der Finnen. Nach der 2. Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. (München 1914. Georg Müller.)
Klaatsch Herm.: Die Anfänge von Kunst und Religion in der Urmenschheit. (Leipzig 1913. Verlag Unesma.)
Kleinpaul Rudolf: Volkspsychologie. Das Seelenleben im Spiegel der Sprache. (Berlin und Leipzig 1914. G. J. Göschen.)
Köster Adolph: Der junge Kant. (Berlin 1914. L. Simions Nfg.)
Kramář jun. U.: Neue Grundlagen zur Psychologie des Denkens. (Brünn 1914. Carl Winiker.)
Lachmann Benedict: Protagoras, Nietzsche, Stirner. Ein Beitrag zur Philosophie des Individualismus und Egoismus. Bibliothek für Philosophie. Herausgegeben von L. Stein. IX. Bd. (Berlin 1914. L. Simions Nfg.)
Landsberger Artur: Jüdische Sprichwörter. (Leipzig 1912. Ernst Rowohlt.)
Loewenthal John: Die Religion der Ostalgonkin. (Berlin 1913. W. & S. Loewenthal.)
Maak Dr. Ferdinand: Die schwarze Lilie. (Leipzig 1914. Wilh. Heims.) 1 Mk.

Major Erich: Die Quellen des künstlerischen Schaffens. Versuch einer neuen Ästhetik. ⟨Leipzig 1913. Klinkhardt & Biermann.⟩

Mann Thomas: Der Tod in Venedig. ⟨Berlin. S. Fischer.⟩

Märchen der Weltliteratur.
- Bd. 1/2: Musäus: Volksmärchen der Deutschen. 2 Bände. Vollständig herausgegeben von Paul Zaunert, mit Bildern von A. Richter.
- Bd. 5: Deutsche Märchen seit Grimm. Herausgegeben von Paul Zaunert.
- Bd. 6: Plattdeutsche Volksmärchen. Gesammelt von W. Wieser.
- Bd. 7: Russische Volksmärchen. Übersetzt von A. v. Löwis of Menar.
- II. Serie: Chinesische Volksmärchen. Übersetzt von R. Wilhelm. ⟨Jena, Eugen Diederichs.⟩

Maeterlinck M.: Vom Tode. Deutsch von F. v. Oppeln-Bronikowski. 1. bis 4. Tausend. ⟨Jena 1913. Eugen Diederichs.⟩

Mauthner Fr.: Gespräche im Himmel. Essays. ⟨München 1914. Georg Müller.⟩

Mörtl Ludwig: Was ist schön? Eine ästhetische Studie. ⟨München o. J. Verlag »Natur und Kultur«.⟩

Molo Walter v.: Ums Menschentum. Ein Schillerroman. 3. Teil. ⟨Berlin 1914. Schuster & Löffler.⟩

Müller-Lyer F.: Die Entwicklungsstufen der Menschheit. III. Bd. Formen der Ehe. IV. Bd. Die Familie. ⟨München. J. F. Lehmann.⟩

— — Soziologie der Leiden. ⟨München o. J. Albert Langen.⟩

Ostwald: Auguste Comte. Der Mann und sein Werk. ⟨Leipzig 1914. Verlag Unesma.⟩

Pap Julius: Kunst und Illusion. ⟨Leipzig 1914. Veit & Co.⟩

Réstif de la Bretonne: Zeitgenössinnen. Abenteuer hübscher Frauen. 2 Bände. ⟨München. Georg Müller.⟩

Schaffganz Hans: Nietzsches Gefühlslehre. ⟨Leipzig 1914. Felix Meiner.⟩

Scheftelowitz Isidor Dr.: Das stellvertretende Huhnopfer. Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten. XIV. Bd. 3. Heft. ⟨Gießen 1914. Töpelmann⟩.

Schroeter Karl: Anfänge der Kunst im Tierreich und bei Zwergvölkern mit besonderer Berücksichtigung der dramatischen Darstellung. Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, herausgegeben von K. Lamprecht. Heft 30. ⟨Leipzig 1914. R. Voigtländer.⟩

Silberer Herbert: Probleme der Mystik und ihrer Symbolik. ⟨Wien 1914. H. Heller & Cie.⟩

Spitteler Carl: Meine frühesten Erlebnisse. ⟨Süddeutsche Monatshefte. Heft 1 bis 4. Oktober 1913 — Januar 1914.⟩

Stein Arthur: Der Begriff des Geistes bei Dilthey. ⟨Bern 1913. Max Drechsel.⟩

Verworn M.: Die Mechanik des Geisteslebens. 3. Aufl. »Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 200. ⟨Leipzig 1914. B. G. Teubner.⟩

Volkelt Hans: Über die Vorstellungen der Tiere. Arbeiten zur Entwicklungspsychologie. Herausgegeben von Felix Krueger. I. Bd. 2. Heft. ⟨Leipzig 1914. W. Engelmann.⟩

Vorbrodt G.: Flournoys Seherin von Genf und Religionspsychologie. ⟨Leipzig 1914. Felix Meiner.⟩

Werner S.: Das Problem von der menschlichen Willensfreiheit. Versuch einer Lösung auf analytischem Wege. ⟨Berlin 1914. Leonhard Simion Nfg.⟩

Wieland: Romantische Erotik. ⟨Berlin 1914. Wilh. Borngräber.⟩

Wittels Fritz: Über den Tod und über den Glauben an Gott. Zwei Vorträge. ⟨Wien 1914. Moritz Perles.⟩

□ □ □

Verlag Hugo Heller & Cie., Leipzig u. Wien I., Bauernmarkt 3.

Im dritten Jahrgang erscheint:

Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse.

Offizielles Organ der Intern. Psychoanalytischen Vereinigung.

Herausgegeben von

Prof. Dr. SIGM. FREUD.

Redigiert von

Dr. S. FERENCZI (Budapest), Prof. ERNEST JONES (London) und Dr. OTTO RANK (Wien).

Jährlich 6 Hefte bei 40 Bogen stark M. 18.— = K 21.60.

Kürzlich erschien:

Probleme der Mystik und ihrer Symbolik.

Von HERBERT SILBERER.

18 Bogen, mit mehreren Abbildungen, geheftet M. 9.— = K 10.80, in Halbfranz geb. M. 12.— = K 14.40.

INHALT. I. Einleitender Teil. 1. Die Parabola. 2. Traum- und Märchendeutung. — II. Analytischer Teil. 1. Psychoanalytische Deutung der Parabola. 2. Alchemie. 3. Hermetische Kunst. 4. Rosenkreuzerei und Freimaurerei. 5. Das Problem der mehrfachen Deutung. — III. Synthetischer Teil. 1. Introversion und Wiedergeburt. A. Verinnerlichung und Introversion. B. Folgen der Introversion. C. Wiedergeburt. 2. Das mystische Ziel. 3. Königliche Kunst. — Anmerkungen. — Quellen. — Index.

Dieses tiefschürfende Werk hält mehr, als der bescheidene Titel verspricht. Es führt ins innerste Wesen der Mystik selbst und gibt endgiltige Aufschlüsse. Durch die Anwendung der psychoanalytischen Methode gelangt der Autor zu ebenso überraschenden als zwingenden Ergebnissen. Die Bildersprache der Mystik (wovon uns das Werk zahlreiche Beispiele aus seltenen Quellen vor Augen führt) ist schon an sich teils wegen ihrer Kuriosität, teils wegen der Größe und Schönheit ihrer Gedanken bemerkenswert. In der Beleuchtung des Verfassers aber entfalten die Rätselworte der Mystiker, Alchemisten und Rosenkreuzer erst ihre volle Kraft, und die Zusammenhänge zwischen erotisch und mystisch religiöser Symbolik treten klar zu Tage. Insbesonders auch wird das Wesen und die Symbolik der Freimaurerei, sowie ihr Ursprung in eine ganz neue Beleuchtung gerückt, wobei den Verfasser ein reiches historisches und philosophisches Wissen unterstützt.

Inhalt des sechsten Heftes.

Nachdruck verboten.



WIENER GRAPHISCHES KABINETT
HUGO HELLER, WIEN I., BAUERNMARKT NR. 3



Zur Subskription ist gestellt:

SIGMUND FREUD.

Portraitradierung von MAX POLLAK.

Plattengröße 47½:47½ cm, Papiergröße 85:63 cm.

Es werden insgesamt nur 50 Exemplare von der Kupferplatte gezogen, und zwar Nr. 1—25 auf kaiserlich Japan, Nr. 26—50 auf van Geldern-Bütten.

Jedes Blatt ist vom Künstler handschriftlich signiert und numeriert.

Der Subskriptionspreis beträgt für die Abzüge auf kais. Japan 100 K = 85 M.
für die Abzüge auf van Geldern-Bütten 60 K = 50 M.

Ein ausgezeichnetes Porträt und hervorragendes Kunstwerk, das auch losgelöst vom gegenständlichen Interesse besteht und fesselt, bietet hier der treffliche Wiener Radierer den Sammlern und Kunstfreunden. Die Aufgabe des künstlerischen Porträtisten, den geistigen Gehalt einer Persönlichkeit auszuschöpfen und sichtbar zu machen, ist in diesem Kunstblatte nahezu restlos gelöst.

BUCHDRUCKEREI CARL FROMME, GES. M. B. H. IN WIEN.